

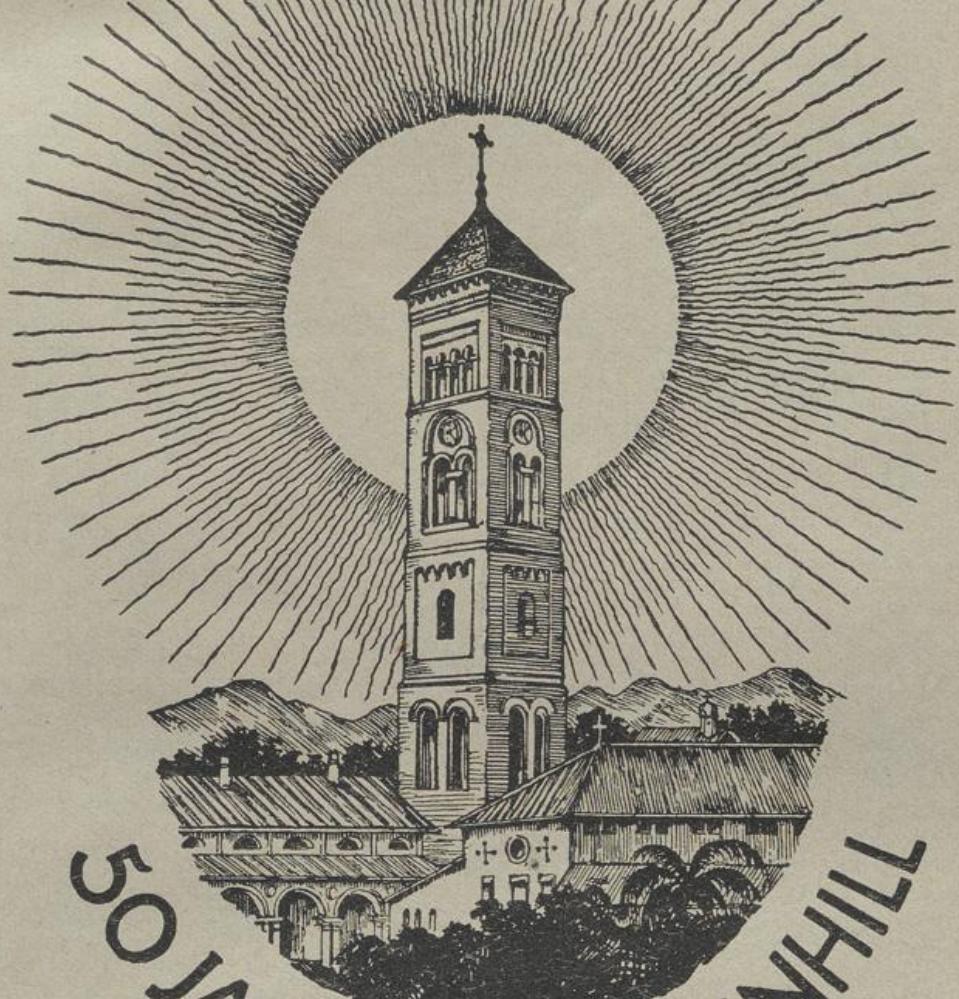


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1932

7 (1932)

VERGESSMEINNICH



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT
DER MARIANNHILLER MISSION

Nummer 7

Juli 1932

50. Jahrgang

Inhalt des Juliheftes:

Und Menschen sind . . . Gedicht von E. Lill	193	Iuli. Von Schw. Abelina OSF.	206
Geschichte der Mariannhiller Mission. Von P. Dom. Sauerland	194	Hebung der Landwirtschaft unter den Eingeborenen. Von P. Ch-	
Missionsenzyklika Papst Pius XI.	198	prian Ballweg RMM.	208
Meine erste Taufe im heidnischen Kraal. Von P. Otto Heberling	198	Christus segnet die Ahren. Von Fr.	
Einblick in das Denken und Fühlen der Banturasse durch das Spiegelbild ihrer Sprache. Von P. Odo Ripp RMM.	202	Denzer	210
		Geistesentwicklung der Eingeborenen in Südafrika. Von P. B. Hüß	211
		Die heilige Lanze. Von Prälat Konrad Kümmerl	215

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtslicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten.

für Süddeutschland, Tschechoslowak., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. d., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 812

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf (Et. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1932.

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.-
Schweiz	Fr. 3.-
Elsaß	Fr. 15.-
Belgien	Belga 4.-
Tschechoslowakei	Kc. 20.-
Italien	Lire 10.-
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	4.-
Jugoslawien	Dinar 35.-
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.-



IN DEN ZONEN fremder Länder

wie in der Heimat ist das Werk der Heidenmission ein dankbares Arbeitsfeld zur apost. Betätigung und Arbeit für das Heil fremder wie auch der eigenen Seele. An Laienbrüdern haben wir Mariannhiller Missionare großen, empfindlichen Mangel. Handwerker, Arbeiter, Landwirte, stellt eure Kenntnisse und Fertigkeiten dieser großen Sache zur Verfügung!

Anmeldungen richte man an

**H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Joseph
Reimlingen, Bayrisch-Schwaben oder**

**H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Paul
Post Walbeck, Rheinland.**

Aus Welt und Kirche

Vatikanstadt. Bei der Verlesung des Defretes über den heroischen Tugendgrad der ehrwürdigen Dienerin Gottes Maria Assunta Pallotta vom Institut der Franziskaner-Missionsschwestern Mariens sprach der Papst über die große moralische und materielle Not der Gegenwart, die in der Geschichte beispiellos dastehé und auf drei Grundübel: Stolz, Geldgier und Fleischeslust, zurückzuführen sei. Der Papst legne alle, die in dieser schweren Zeit darben müssen, er segne alle Völker, vornehmlich jene beiden großen Nationen im fernen Osten, auf welche heute die ganze Welt mit Besorgnis blicke. Ganz besonders schließe er in seinen Segen jene ein, in deren Händen die Geschicke der Völker liegen, damit die göttliche Gnade überall neues christliches Leben und den tatbereiten Willen zu Frieden und gegenseitiger Zusammenarbeit erwecke. — Nach neuesten römischen Meldungen steht die Seligprechung von neun Kanadiern, und zwar von zwei Bischöfen, zwei Ordenspriestern und fünf Nonnen, bevor.

Deutschland. Der Bischof von Osnabrück hat, laut der „Katholischen Korrespondenz“ in allen bedeutenderen Hafentoren seiner Diözese katholische Seemannsmissionen errichtet; wie schon seit drei Jahren in Bremerhaven, sind jetzt auch in Hamburg und Bremen eigene Seelsorger für die katholischen Seeleute bestimmt worden. In Hamburg und Bremen sollen ferner Tagessheimistätten nach dem Muster Bremerhavens errichtet werden. Auch Lübeck, Emden und Kiel haben ihren ordentlichen Seemannsseelsorger; in Lübeck wurde bereits mit der Einrichtung eines Heims begonnen. Die gleichen seelsorgerlichen Maßnahmen sind auch für Danzig, Stettin, Elbing und Königsberg vorgesehen.

Österreich. In Vorarlberg ist, insondere unter den Sodalen des Landes, eine Bewegung im Gange, die sich die Förderung der Seligprechung des Jesuitenpaters Jakob Rem zum Ziele gesetzt hat. P. Rem, 1546 in Bregenz geboren, war der Gründer der ersten süddeutschen Marianischen Kongregation in Dillingen, nach deren Beispiel dann Sodalitäten in Ingolstadt, München, Innsbruck, Hall i. T. und Luzern errichtet wurden, sowie des berühmten Collegium Marianum in Ingolstadt, das zweihundert Jahre lang einen hervorragenden Rang unter den deutschen Schulen einnahm. P. Rem besaß die Ga-

be der Prophetie; er wurde auch durch eine Erscheinung der Gottesmutter ausgezeichnet. Seit seinem Tode im Jahre 1618 wurde P. Rem vom gläubigen Volk in vielfachen Nöten als Fürbitter angerufen. —

Die Feiertagsfrage konnte im katholischen Österreich trotz der wiederholten Mahnungen der Bischöfe noch nicht befriedigend erledigt werden; kirchliche Hochfeeste konnten bisher nach den bestehenden Gesetzesbestimmungen durch Ausführung knechtlicher Arbeiten in einer Weise mißachtet werden, wie es bei den Staatsfeiertagen vom 1. Mai und 12. November niemals hätte der Fall sein können. Nun wurde endlich dem Nationalrat ein Gesetzentwurf über die Feiertagsruhe vorgelegt, der Aussicht auf Annahme hat. Als Feiertage im Sinne dieses Gesetzes sollen gelten: Neujahrstag, Epiphanie, Ostermontag, Christi Himmelfahrt, Pfingstmontag, Fronleichnam, Peter und Paul, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen, Mariä Empfängnis, Weihnachtstag, St. Stephanstag, das Fest des Landespatrons.

Bischof Gsöllner von Linz wendet sich im Amtsblatt seiner Diözese gegen die Verweltlichung der Erstkommunionfeier: „Es ist zwar nicht verboten, den Erstkommunikanten auch eine bescheidene, dem Erste und der Heiligkeit dieses für das ganze Leben hochbedeutenden Tages entsprechende äußere Freude, z. B. gemeinsames Frühstück, Nachmittagsjause, zu bereiten, aber auf keinen Fall sind am Platze lärmende und zerstreuende äußere Veranstaltungen, weltliche Unterhaltungsmusik, rein profane Lustspiele und namentlich Neigentänze, welche der Heiligkeit des Tages durchaus nicht entsprechen, Besuch von vielleicht nicht einmal einwandfreien Kinos, Ausflüge (außer in ganz nahe Wallfahrtsorte, wo eine sakramentale Segensandacht gehalten werden kann). Hingegen sorge man unter allen Umständen für eine würdige und erhebende nachmittägige Feier in der Kirche.“

Italien. In der neapolitanischen Pilgerkirche (Chiesa dei Pellegrini) erfolgte vor einiger Zeit die feierliche Aufnahme des Kronprinzen von Italien in die Pilgerbruderschaft des hl. Philipp Neri, des Gründers der Oratorianer. An der Feier nahmen über 500 Bruderschaftsmitglieder, darunter Senatoren, Abgeordnete, Stadtratsmitglieder, Prälaten, Offiziere, Industrielle, Kaufleute und Gewerbetreibende, alle in der roten Kutte der Bru-

derschaft, teil. Die Einkleidung des Kronprinzen nahm Kardinal Ascalesi nach dem altehrwürdigen Ritus vor. Nach den Worten des Kronprinzen: „Ich bitte um die Barmherzigkeit Gottes und um die Aufnahme in die Sodalität“, überreichte ihm der Kardinal die Novizenkutte und eine brennende Kerze. Der Gouverneur von Neapel schilderte in einer Ansprache an den Thronfolger die vielgestaltige Tätigkeit der Bruderschaft, zu der auch eine Sanitätsabteilung und eine Gruppe frankenpflegender Schwestern gehört, und verwies darauf, daß die Bruderschaft in den vier Jahrhunderten ihres bisherigen Bestandes 20 000 Mitglieder, darunter weltliche Souveräne und Päpste, gezählt hat.

Kardinalvikar Marchetti-Selvaggiani hat Vorschriften für die elektrische Beleuchtung in den römischen Kirchen erlassen. Danach ist die Benützung elektrischer Glühbirnen auf den Altären bei Aussetzung des Allerheiligsten, sowie vor den auf den Altären angebrachten Heiligenbildern und den in den Altären geborgenen Reliquien verboten. Es dürfen hier nur Kerzen aus reinem Wachs oder Öllämpchen verwendet werden. Lichtautomaten, die durch Einwerfen einer Münze funktionieren, sind absolut unzulässig. Unterlagt ist auch das Anbringen elektrischer Beleuchtungsanlagen in Form architektonischer Figuren, Diademe, Kronen usw. Statthaft ist die elektrische Beleuchtung vor Statuen oder Heiligenbildern ohne Altäre, sowie die Benützung elektrischer Kronleuchter bei festlichen Anlässen.

Die „Kipa“ gibt die christliche Bevölkerung Indiens nach den jüngsten Zählungsergebnissen mit rund 6 Millionen an (1921: viereinhalb Millionen). In Südirland zählt man etwa zweieinhalb Millionen Katholiken, in Nord- und Westindien 600 000, in Portugiesisch- und Französisch-Indien 325 000, in Birma und Ceylon an die 500 000.

Gottlosen-Propaganda in Deutschland. Die kommunistische Gottlosenbewegung, in Deutschland bekanntlich im „Verband proletarischer Freidenker“ organisiert, hat ihre Propaganda-Anstrengungen seit dem letzten Winter besonders vermehrt. Der kommunistische Zweig der Freidenkerbewegung ist erst seit dem 4. internationalen Kongreß proletarischer Freidenker in Wien vollkommen selbstständig; damals vollzogen die Kommunisten ihren Austritt und beschlossen, daß Exekutiv-Komitee ihrer Freidenker-Bewegung nach Berlin zu verlegen. Zwischen diesem Berliner Komitee und der Moskauer Gottlosen-Zentrale besteht enge Verbindung; der Berliner Verband

proletarischer Freidenker hat zum Ausdruck dessen einen Führer der russischen Gottlosen in sein Ehrenpräsidium gewählt. Zwischen den Gottlosen-Vereinigungen in Berlin und Moskau ist, laut der Zeitung „Der Gottlose an der Drehbank“, ein „revolutionärer Wettbewerb“ abgeschlossen worden. Berlin verpflichtet sich, bis 1. 10. ds. Jz. die Zahl der Mitglieder von 20 000 auf 50 000 zu vermehren, 1500 neue Aktivisten auszubilden, in allen Zweigstellen ein „Frauenaktiv“ zu gründen, 10 neue Fabrikzellen der kommunistischen Freidenker einzurichten, den Bestand der vorhandenen Jugendgruppen zu verdoppeln, die Zahl der notariell beglaubigten Kirchenaustritte um 1000 Prozent zu erhöhen; Moskau hingegen verpflichtete sich, bis zum 1. 1. 32 eine Mitgliederzahl von 900 000, worunter 215 000 Jugendliche sein müssen, zu erreichen, d. h. den gegenwärtigen Bestand fast zu verdoppeln, die Zahl der Abnehmer der antireligiösen Presse auf 131 600 zu steigern, 35 Traktoren für die Landwirtschaft zu stiften usw. Von Oktober 1930 bis März 1931 ist in Deutschland die Zahl der Mitglieder des kommunistischen Freidenkerverbandes von 88 200 auf 119 400, die Zahl der Ortsgruppen von 576 auf 723 gestiegen; die Verbandsorgane erreichten eine Auflage von 1 265 000. Das neueste moderne Werbemittel der Gottlosen ist die Schallplatte mit Vorträgen, Sprechhören, „Liedern der Gottlosen“, Dialogen usw. Sie werden in den Binnenhöfen der Großstadt-Mietkasernen gespielt; die Bewohner werden dabei aufgefordert, an einem rasch aufgestellten Tisch den Kirchenaustritt anzumelden. Sehr gefährlich sind die meist heftographierten Schulzeitungen, die oft in sehr großer Zahl unter den Kindern einer Schule oder eines Stadtviertels verteilt werden. Die Ausdrucksweise und absichtliche Fehler sollen den Anschein erwecken, als seien die Schulzeitungen von Kindern geschrieben. Die Kinderorganisation „Rote Pioniere“ widmet sich der Freidenker-Agitation genau so, wie der offizielle Freidenkerverband. Es gibt übrigens wohl kaum eine kommunistische Werbeschrift, in der nicht gegen Kirche und Geistlichkeit geheizt und der Austritt aus den Glaubengemeinschaften gefordert wird. Die Gottlosen-Bewegung ist gegenwärtig in 26 Ländern tätig. — Nun wurden in Deutschland die Gottlosenverbände von der Regierung aufgelöst. Aber das darf uns nicht einschläfern. Wenn es „der brüllende Löwe“ nicht tut, schleicht der Böse als Schlange an den Menschen heran.

80 000 Menschen in einem einzigen Wolkenkratzer! Technik in Ehren, aber

Berghüttmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhäuser Mission

Nummer 7

Juli 1932

50. Jahrgang



Und Menschen sind . . .

Und Menschen sind, die tief im Herzen hüten
Ganz still verborgen wundes schweres Leid.
Doch ihre Hände halten weiße Blüten,
Der Mund kann lächeln weh in Fröhlichkeit.

Und Menschen sind, die tragen blut'ge Kronen
Und Dornenkränze in dem weichen Haar,
Die doch mit Rosen all die andern lohnen
Und letzte Freuden opfern am Altar.

Und Menschen sind wie fromme Königskinder,
So herrlich selbstlos und so wunderrein;
Sie leben nur, um fremdes Weh zu lindern,
Und können selber wund und einsam sein.

E. Lill.



Geschichte der Mariannhiller Mission

Zum 50jährigen Bestehen Mariannhills

Von P. Dom. Sauerland, RMM.

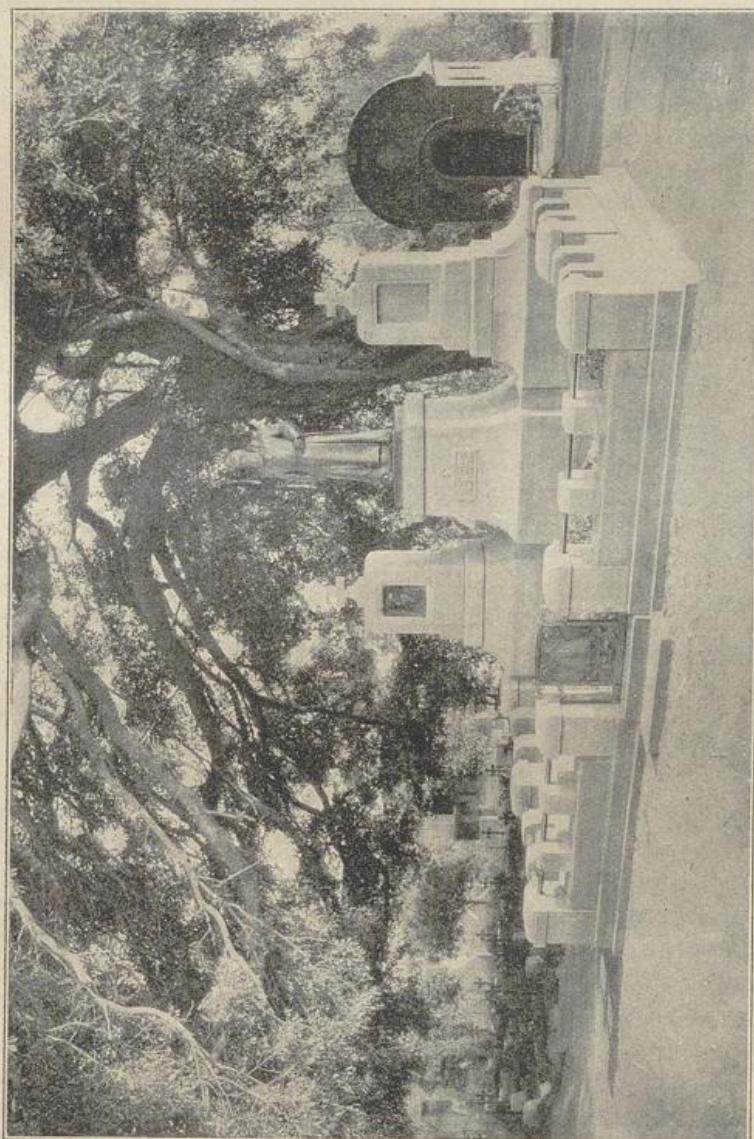
(Fortsetzung)

Monte Cassino. Der neue Abt Gerard Wolpert trat am 13. März 1901 eine große Missionsreise an. Wohl waren dringende Ordensangelegenheiten in Europa zu erledigen, aber zuvor wollte doch der Abt einmal die Lage im Mashonalande (Rhodesia) feststellen. Hier hatten die Mariannhiller bereits im Jahre 1895 auf dringende Bitten der Jesuitenmissionare die Missionstätigkeit begonnen. Die Arbeiten waren aber infolge der großen Entfernung, sowie durch Kriegswirren und andere große Schwierigkeiten unterbrochen worden. Nun wurde hier, 1400 Kilometer vom Hauptkloster entfernt, der Missionsposten Monte Cassino errichtet. Ein Missionsbruder begann mit den ersten Vorbereitungsarbeiten. Er musste sich zunächst in die klimatischen und landwirtschaftlichen Verhältnisse, die dort anders gelagert waren, einleben. Bald trafen zwei Missionspriester ein, für die sich ein günstiges Arbeitsfeld eröffnete, da die Mashonas in Sippen beisammen wohnen. Doch trotz der Existenzfähigkeit erforderte diese Station große Opfer. 1904 übernahm eine frische Kraft Monte Cassino. Rasch erhielt es ein anderes Aussehen. Im Jahre 1905 ward eine Kirche errichtet, ein Warenhaus in Angriff genommen, ebenso ein Wohnhaus für die Brüder und zuletzt ein Schwesternhaus errichtet. Eine Mädchenschule wurde den Missionsschwestern im Jahre 1909 übergeben. Der Bau der ersten größeren Schule erfolgte zwei Jahre später. Monte Cassino selbst ist nur dünn bevölkert, die Tätigkeit der Glaubensboten dehnt sich daher mehr auf das Hinterland aus, wo ein immer größerer Kranz von Katechesenstellen und Filialen entsteht. Eine gewisse Anzahl junger christlicher Eheleute sorgen schon für den rechten Nachwuchs. Ungefähr die Hälfte der Schulknaben und -Mädchen sind getauft. Während des Krieges entstand eine neue Missionskapelle. Nach dem Weltkrieg nahmen die Sektionen überhand, eine Reihe neuer Aufgabenposten musste gesichert werden. Auf den Filialen waren zahlreiche Schulen errichtet worden. Die Erstlinge aus dem Mashonaland, neun Kandidatinnen, konnten in der Genossenschaft für schwarze Schwestern eingefleidet werden. Das Missionswerk nahm einen beharrlichen Fortgang. Im Jahre 1929 bis 1930 wurde das Gebiet wieder den Jesuiten zurückgegeben und dafür die Betschuanamission übernommen. Während der Europareise des Abtes, die wegen unvorhergesehener Hindernisse 16 Monate dauerte — erst im Juli 1902 kehrte er in seine Abtei zurück — wurden zwei neue Stationen, Himmelberg und Maris-Stella, gegründet.

Himmelberg. Drei Stunden von St. Michael liegt die Tochterstation Himmelberg (1901) in wildromantischer Gegend, zwischen Hügelfetten, Schluchten und Tälern, deren Abschluß im Westen das weite Meer, der indische Ozean, bildet. Seit Jahren hatte sich eine Reihe weißer Farmer dort angesiedelt, die weite Strecken des Landes bebaut haben. Da hier auch mehrere Kaffernstämme wohnten, war Himmelberg als Missionsposten sehr geeignet. Die ersten Bauten mußten wegen Wassermangel unten im Tale angelegt werden, doch später wurde alles nach stolzer Höhe verlegt. Das Land ist fruchtbar und für Land- und Vieh-

wirtschaft wohl geeignet. Die dichte Bevölkerung ist dem Christentum nicht abgeneigt. Während des Weltkrieges war die Station eine gewisse Zeit verwäist und wurde von einem schwarzen Priester betreut. Heute besitzt die Station Schule und mehrere Außenposten.

Maris-Stella. Zwischen der englischen Hafenstadt Port-Shepstone



Grabmal des Abtes Franz in Mariamhill
(im Grabe links vom Beichauer ruht Abt Umandus)

und Mariatrost wurde im selben Jahre 1901 Maris-Stella gegründet. Diese Gegend ist im weiten Umkreis mit Zuckerrohr und Teestauden bedeckt, die von indischen Kulis besorgt werden. Bevor ein Missionar hier eintrat, war ein Bruder Kachet und Baumeister. Von Zeit zu Zeit kam ein Priester von Ötting oder Mariatrost, um den sonntäglichen Gottesdienst zu halten. Die Kirche, u. L. Frau von der Unbefleckten Empfängnis geweiht, ist weit vom Meere sichtbar. Ein Kranz von Außenposten umgibt diese Niederlassung.

Tod des Bischofs Solivet. Der hohe Hönner und väterliche Freund Mariannhills, Msgr. Karl Konstantin Solivet OMI., Apostolischer Vikar von Natal, der im Jahre 1883 die Mariannhiller als besonders wertvolle Hilfstruppe gewann, segnete am 15. September 1903 das Zeitliche. Beim Hinscheiden des geliebten Oberhirten, der 22 Jahre lang in Natal residierte, trauerte die gesamte Bevölkerung, nicht zuletzt die Klostergemeinde von Mariannhill. Das Vikariat zählte damals an Missionspersonal 30 Oblatenmissionare, 93 Mariannhiller Patres, sieben Weltpriester, gegen 300 Brüder, meist Mariannhiller, und 900 Schwestern. Die Missionssposten waren auf 182 gestiegen, mit 57 Kirchen und Kapellen; an Schulen fanden sich 21 Elementarschulen, 37 Pensionate, 3 Industrieschulen und eine landwirtschaftliche Schule vor, die fast restlos Mariannhill ihr Dasein verdanken.

Bischof Dr. Delalle. Zum Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl und zum neuen apostolischen Vikar wurde von der Propaganda zu Rom ernannt: P. Dr. Delalle OMI. Dieser wurde geboren am 1. Dezember 1869 im Lothringischen; seine Studien absolvierte er in Belgien und Rom. Nach Empfang der Priesterweihe 1894 wurde er nach Natal gesandt, wo er bei seinem Vorgänger, Bischof Solivet, mehrere Jahre das Amt eines Sekretärs bekleidete und sich mit den kirchlichen Verhältnissen des Vikariats eingehend vertraut machen konnte. Bevor sich der designierte Bischof in Rom weißen ließ, als Titularbischof von Tugga, besuchte er Mariannhill und versicherte das Institut der gleichen Liebe und desselben Interesses, das sein Vorgänger den Patres entgegengebracht. Er bekundete dies auch später durch wiederholte Besuche und einer gemeinsamen Übersfahrt mit Mariannhiller Obern nach Europa, sowie durch persönliche Anwesenheit auf einem Ordenskapitel der Zisterzienser zu Citeaux in Frankreich.

Rücktritt des Abtes Wolpert. Abt Gerard, dessen Gesundheit an sich schon durch 18jährige Missionstrapazen geschwächt war, und durch schwere Fieberanfälle auf der Reise nach Deutsch-Ostafrika und andere Mühen noch mehr gelitten hatte, fühlte sich nach 4jähriger Amtstätigkeit voll Arbeit und Anstrengungen bewogen, den Posten des Obern niederzulegen, zumal ihn auch eine stille Sehnsucht nach der alten praktischen Missionstätigkeit in Centocow erfaßt hatte. Auf seiner zweiten Romreise legte er dem Ordensgeneral der Cisterzienser seine Absicht dar, der ihm nach langem Widerstreben endlich die erbetene Zustimmung erteilte unter der Bedingung, Abt Gerard sollte die Leitung des Hauses bis zur Ankunft des künftigen Administrators fortführen.

Mariannhill unter einem Administrator. Auf dem im Oktober 1904 abgehaltenen Generalkapitel des Ordens, wurde der Abt Edmund Obrecht von Gethsemani (Amerika) zum Administrator von Mariannhill ernannt und von der „Congregatio de propaganda fide“ bestätigt. Der selbe ist 1852 im Elsaß geboren. Nach seinen Studien in Straßburg trat er 1875 in den Trappistenorden ein, kam später nach Rom und wurde 1898 Abt von Gethsemani. Der neue Administrator traf am 24. Februar 1905 in Mariannhill ein. Er unterzog sich seiner Arbeit mit Eifer. Nach Jahresfrist reiste er nach Europa zur Berichterstattung. Die bisherige Tätigkeit des Abtes fand die Zustimmung des Ordenskapitels und er wurde weiter mit der Administration betraut.

Im Jahre 1907 legte er sein Amt nieder. Gewisse Schwierigkeiten erwuchsen dem Institut durch die Gegensätzlichkeit innerhalb des Aufgabenkreises der Mönche von Mariannhill. In stets verstärktem Maße traten diese Fragen in den Vordergrund, sie entstanden aus dem Widerstreit der Missionsaufgaben mit dem außerordentlich strengen klosterhaulichen Leben der Trappistenmönche. Im Interesse von Mission und Personal mußte es gelegen sein, den Weg nun einmal konsequent



Abt Edmund Obrecht OCR.
Administrator von Mariannhill (1905—1907)

zu gehen, der auf eine Verselbständigung Mariannhills zu einer eigenen Missionsgesellschaft eindeutig hinwies. Die kompetenten Stellen verhehlten sich nicht die Schwierigkeit der Aufgabe. Es darf gesagt werden, daß man der Lösung der Schwierigkeiten von seiten des Ordens wie des Institutes viel Eifer und Verständnis entgegenbrachte. Unter der Administration nahmen die Forderungen einer Neuordnung immer bestimmtere Formen an. Nach Abt Obrechts Rückkehr übernahm P. Isenhard Leyendecker auf Anordnung des Ordenskapitels die einstweilige Leitung, bis die Neuordnungen durchgeführt waren, die von beiden Seiten längst erstrebt wurden.

„Die Weltmission ist eine Forderung der absoluten Wahrheit der Religion Christi. Eine Religion, die nicht missioniert, gibt sich selber preis.“
P. Schütz SJ.

Missionsenzyklika Papst Pius XI.

Die Bedeutung der Enzyklika

Die Bedeutung der Enzyklika liegt darin, daß die Missionsaufgabe und die Missionspflicht der gesamten Kirche mit allem Nachdruck vor Augen gestellt wird. Die Missionsaufgabe: Der Heilige Vater nennt die Zahl der Ungläubigen; tausend Millionen Menschen schmachten noch in Finsternis des Unglaubens und müssen derselben entrissen werden. Des öfteren spricht das Rundschreiben von den weiten und unbegrenzten Ländern, in die das Christentum noch nicht gedrungen ist.

Mit besonderem Nachdruck betont aber der Papst die Missionspflicht der Kirche. Die Kirche hat die Missionspflicht. Wer ist diese Kirche? Ist es der Papst mit seinen Behörden in Rom? Nicht nur er; alle Christen ohne Ausnahme haben die Liebespflicht, an der Ausbreitung des Christentums mitzuarbeiten. Die einzelnen Bischöfe haben nicht nur die Aufgabe, für ihre eigene Diözese zu sorgen, sondern darüber hinaus haben sie auch Aufgaben in der Gesamtkirche. Unter diesen ist die wichtigste die Mitarbeit an der Ausbreitung des Glaubens. „Wir lesen ja, daß Christus der Herr nicht zu Petrus allein, dessen Lehramt Wir innehaben, sondern allen Aposteln, deren Stelle Ihr einnehmt, die Vorschrift gegeben hat: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium jeder Kreatur“ (Mark. 16). Nr. 8. Die Bischöfe sollen die ihnen obliegende Missionspflicht besonders dadurch erfüllen, daß sie ihren Klerus und ihr Volk zu ernster Missionsarbeit anhalten und ermuntern; ebenso dadurch, daß sie für Missionsnachwuchs sorgen, indem sie jeden wahren Missionsberuf seinem Ziele zuführen. In letzter Linie liegt jedoch die Missionsarbeit beim Klerus und beim Volke. Zuerst beim Klerus: jeder Priester muß sich der Pflicht bewußt sein, für die Missionen zu arbeiten; besonders die Pfarrer. Sie dürfen ihre Arbeit nicht engherzig nur auf die Bedürfnisse der eigenen Pfarrei einstellen. Sie dürfen sich nicht dagegen wehren, wenn in ihrer Pfarrei für die Missionen und die anderen großen Zwecke des Reiches Gottes gearbeitet wird, wenn Kollekten oder Missionstage abgehalten werden; im Gegenteil, sie müssen diese Arbeit mit aller Kraft fördern. Wie engherzig sind in dieser Beziehung noch viele Priester! Viele sind ungehalten über jeden Pfennig, der aus der Pfarrei für die großen Ziele der Kirche fortgetragen wird! Alle diese sollen aus der Missionsenzyklika lernen. Ein Pfarrer, der seine Arbeit nur auf die Bedürfnisse seiner eigenen Pfarrei einstellt, erfüllt seine Pflicht ungenügend, weil er die großen Interessen des Gottesreiches nicht beachtet. Wenn der Klerus erst einmal erfaßt ist von dem Feuer der Liebe zu den heiligen Missionen, dann wird das Volk ihm von selbst darin folgen.

Meine erste Taufe im heidnischen Kraal

Von P. Otto Heberling RMM.

Im Dezember des Jahres 1928 hatte ich als neugeweihter Diacon das Glück, mit noch einem andern Mitbruder die letzten Ferien als Theologie-Student auf der schönen Missionsstation Maris-Stella zu verleben. Die Missionsstation Maris-Stella liegt, wie man schon durch den Namen

erraten kann, unweit vom Meere und ist geradezu ein idyllisches Plätzchen und eine Perle im Kranze der vielen Missionsstationen der Mariannhiller Mission. Auf dieser herrlich gelegenen Missionsstation durfte ich, soweit wir Menschen darüber urteilen können, der ersten Seele zum Himmelsglück und zur Himmelsseligkeit verhelfen. Jetzt noch danke ich dem Herrn für diese große Gnade und freue mich wie ein Kind, wenn ich an das große Glück und die überschwellende Herzensfreude meines Taufkindes denke.

Es war am Feste des Lieblingsjüngers, des hl. Johannes. Die Sonne war schon untergegangen, als ein Vöte von einem etwa zwei Stunden entfernt liegenden heidnischen Kraal eintraf mit der Meldung, daß dort eine Frau am Sterben liege, die nach dem Missionar und der hl. Taufe verlange. Atemlos gab er noch den Namen des Kraalherrn und die Richtung an, wo man den Kraal suchen müßte; dann stürmte er in der entgegengesetzten Richtung weiter, um, wie er im Davonlaufen noch rief, die Angehörigen der sterbenden Frau zu benachrichtigen. Da standen wir nun, der alte, schon silberhaarige Missionar, der auch nur aushilfsweise und vorübergehend in Maris-Stella weilte und wir zwei Diacone. Der alte Missionar konnte den weiten Weg nicht machen weder zu Pferd noch zu Fuß; denn er litt schon Jahre lang an schwerem Asthma und hatte immer geschwollene Füße. Er war von Mariannhill nach Maris-Stella gekommen, um den Rektor der Station, der gerade auf einer andern Missionsstation Exerzitien geben mußte, soweit es ging zu vertreten. Und er tat auch, soweit seine Kräfte und sein Alter es erlaubten, voll und ganz seine Pflicht. Er las für das Missionspersonal und für die schwarze Christengemeinde die hl. Messe, predigte und hörte Beicht. Aber einen solch weiten Weg zu machen wäre unmöglich gewesen. Deshalb bot ich sofort meine Dienste an. Ich durfte ja als Diacon auch schon die feierliche Taufe spenden, wenn es die Notwendigkeit ergab und mir ein Missionar den Auftrag gab. Und der alte Missionar gab mir mit Freuden diesen Auftrag und auch seinen Priestersegen mit auf den Weg.

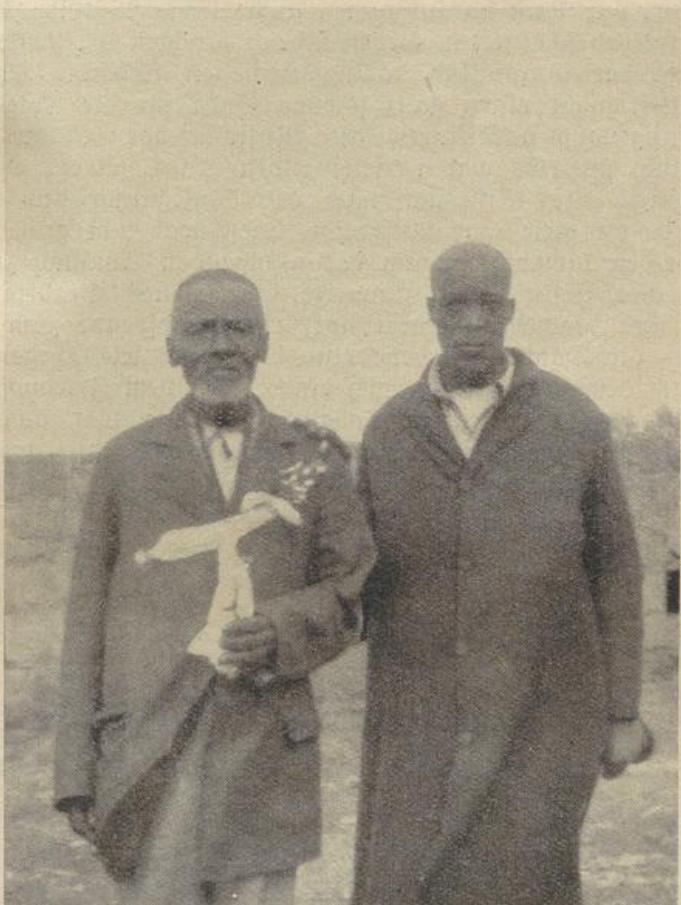
Es wurde schon Nacht als ich mich mit dem schwarzen Katecheten auf diese erste Missionstour begab. Gerade fing es auch an zu regnen. Bald war es rabenschwarze, stockdunkle Nacht. Wir hatten zwar eine Laterne mitgenommen, aber das kleine Licht half uns nur, solange wir auf der Hauptstraße gegen Portshepstone zu marschierten. Als wir von der Straße nach rechts abbogen und auf schmale Pfade gelangten, die bald mehr, bald weniger ausgetreten waren, bald nach rechts, dann wieder nach links durch Gestrüpp und über sumpfiges Gelände führten, verloren wir den richtigen Pfad. Zum Regen gesellte sich auch noch Dunst und Nebel, so daß wir bald gar nicht wußten in welcher Richtung wir eigentlich weiter tappten. Wir sahen auch keinen Feuerschein aus irgend einer Hütte. Der böse Nebel hüllte uns ein und nahm uns jede Orientierungsmöglichkeit. Auf unser wiederholtes Rufen antwortete uns fernes Hundegebell aus der Richtung, aus der wir kamen. Wir hatten bis jetzt aber doch noch gar keine Hütte passiert, oder wenigstens noch keine gesehen. Der Pfad ging weiter und weiter. Da es gerade afrikanische Sommerzeit war, stand zu beiden Seiten des schmalen Pfades hohes Gras. Ich war schon sehr naß. Besonders in meinen Schuhen begann es zu quitschen und zu gurgeln und zu quellen. Meine Schuhe waren voll Wasser. Diese Quitschtonen gefielen mir gar nicht. Da ferner noch durch irgend ein Loch Sand in meine Schuhe gekommen war, fürchtete ich, mich wund zu scheuern. Deshalb zog ich einfach meine Schuhe aus und machte eine Kneippkur. Ich glaube, der gute Pfarrer Kneipp hat sich darüber auch im

Himmel gesreut. Wie gut man doch alles einmal verwerten kann, was man in der Jugend gelernt hat. Das Barfußgehen ging ganz gut, besser als ich gedacht hatte. An Schlangen dachte ich in jener Nacht auch nicht. Diese waren ja bei dem schlechten Wetter auch in ihren Löchern und waren froh, daß ich sie in Ruhe ließ.

Nachdem wir ungefähr eineinhalb Stunden lang auf dem Pfad weitergetrottelt waren, ohne daß wir auf eine Hütte gestoßen wären, wurde es mir immer mehr Gewißheit, daß wir uns verirrt hatten. Ich äußerte meine Bedenken dem Käthechen und legte ihm nahe, daß es nicht viel Zweck habe, einfach ins Ungewisse weiter zu tappen. Wir kamen überein, nach rechts abzubiegen und eine Hütte aufzusuchen. Auf ein erneutes Rufen bekamen wir auch aus nicht allzu weiter Entfernung Antwort. Frohgemut steuerten wir nun auf den Ort zu, woher die Töne kamen. Der Nebel war noch so dicht, daß wir erst den Feuerschein aus dem Innern einer Hütte sahen, als wir schon davorstanden. Als wir den Leuten sagten wohin wir wollten, bedauerten sie aufrichtig, daß wir schon an dem gesuchten Kraal vorbeigangen waren. Ein Mann, natürlich noch ein Heide, war sofort bereit, uns an den richtigen Ort zu bringen. Obwohl wir in sehr kurzer Zeit dann auch die richtige Hütte fanden, bekam ich doch ein wenig Angst, ob es nicht schon zu spät wäre. Doch nein, die Frau lag wohl im Sterben, aber sie lebte noch als wir eintrafen. Ich hatte unterwegs vertrauensvoll zum hl. Apostel Johannes gebetet, er möge mich den Kraal finden lassen. Und als wir uns dann noch verirrt hatten, wandte ich mich noch an die liebe Gottesmutter, den Meeresstern, und an die kleine Blume, die hl. Theresia. In der Hütte, worin die Sterbende lag, brannte ein großes offenes Feuer. Auf der rechten Seite der Hütte, der offiziellen Männerseite, saß oder kauerte in seine Decke eingehüllt der Kraalherr und Mann der Schwerfranken. Im Scheine des Holzfeuers bemerkte ich ihm zur Seite noch einige schwarze Männergestalten, Nachbarn und Verwandte. Auf der linken Seite der Hütte kauerten zwei alte Frauen und einige Mädchen. In einiger Entfernung von diesen lag auf einer Matte hingestreckt die röchelnde Sterbende.

Nach kurzer Begrüßung aller Anwesenden kniete ich mit dem Käthechen zusammen an der Seite der mit dem Tode Ringenden nieder. Sobald sie wahrnahm, wer gekommen war, verklärte ein freudiges, seliges Lächeln ihr Gesicht. Ich fragte sie gleich, ob sie den Missionar verlangt habe und ob sie getauft sein wolle. Sie bejahte beide Fragen sofort, schaute mich dabei aber fragend und erwartungsvoll und etwas angstvoll an. Dabei hatten ihre tief in den Höhlen liegenden Augen aber einen solch bittenden Blick, daß es mir in die Seele schnitt. Ich verstand auch gleich, was sie ängstigte und quälte. Sie war ja die dritte Frau des alten Heiden. Dieser hatte ihrem Vater 10 Ochsen für sie gezahlt. Also gehörte sie mit Leib und Leben dem Kraalherrn. Zudem war sie die jüngste Frau; hatte also die wenigsten Aussichten, vom alten Heiden loszukommen. Als ich dann den Mann fragte, ob er zugebe, daß diese seine dritte Frau wieder zu ihren Eltern zurückkehre, falls sie wieder gesund werde, antwortete er: „Nein, das kann ich nicht zugeben. Ich will lieber die zwei alten Frauen entlassen.“ Darauf konnte ich natürlich nicht eingehen und redete ihm zu, doch zu versprechen, sie freizulassen. Als er immer noch zögerte, sing ich mit dem Käthechen an, die Sterbende in den Hauptwahrheiten des hl. Glaubens zu unterrichten und mit ihr zu beten. Sie wußte schon sehr gut Bescheid in Sachen unserer hl. Religion, wußte auch schon einige Gebete auswendig. Sie war, wie sie mir sagte, schon oft im Sonntagsgottesdienst in Maris-Stella gewesen

und hatte so die Glaubenswahrheiten kennen gelernt. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die Schwerkranke wirklich guten Willen hatte und auf die hl. Taufe gut vorbereitet war, redete ich mit dem Manne ein letztes ernstes Wort. Ich sagte ihm: „Soviel ich sehe, wird die junge Frau sicher sterben. Wenn du nicht versprichst, sie nach Hause zurückzuführen zu lassen, falls sie wieder gesund werden sollte, kann ich sie nicht taußen. Wenn sie aber stirbt ohne Taufe, bist du schuld. Zeige also jetzt, ob du sie wirklich gern hast!“ — Meine ernsten Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Der alte Heide versprach jetzt hochfeierlich, was ich verlangt hatte, und wies noch



Häuptling Paulus am Tage seiner Taufe
mit seinem Paten, einem Katecheten

auf alle Anwesenden hin als Zeugen seines gemachten Versprechens. Dies genügte mir. Und so tauste ich die Sterbende und gab ihr die Namen: Johanna Theresia. Ersteren Namen wählte ich, weil es gerade Johannestag war, den zweiten fügte ich bei, weil ich unterwegs die Patronin der Missionare angerufen hatte, zu helfen, daß ich noch zur rechten Zeit bei der Sterbenden eintreffe.

Nach der Taufe war die Johanna Theresia überglücklich und dankte mir immer und immer wieder. Wir beteten noch einmal miteinander. Dann sprach ich ihr noch einmal Mut zu. Aber das war eigentlich nicht nötig. Sie

hatte gar keine Furcht vor dem Sterben und lächelte fortwährend in seligem Glück. Als ich ihr die Hand zum Abschied darbot, mahnte ich sie, im Himmel für mich zu beten. Das versprach sie freudig und stammelte noch einmal kindliche Dankesworte. — Wir reichten auch noch dem alten Heiden und allen anderen Anwesenden die Hand zum Abschied und machten uns dann auf den Heimweg. Der Regen hatte nachgelassen und auch die Nebelschwaden hatten sich verzogen. So verirrten wir uns nicht mehr und erreichten um zwei Uhr morgens die Missionsstation wieder. Als wir dann nach sechs Uhr morgens gerade noch die Danksgung nach der hl. Messe machten, kam ein Vate mit der Nachricht, daß die Johanna Theresia schon gestorben sei. Bald darauf kamen auch einige Männer, die auf dem Friedhof ein Grab schaukelten. Gegen Abend brachten die Leute dann auch den Leichnam der so glücklich dahingeschiedenen Johanna Theresia. Die Männer hatten sogar einen ganz schönen Sarg für die Tote gezimmert. Die Beerdigung nahm natürlich der alte Missionar vor und wir zwei Diaconi gingen auch mit. Es waren viele Heiden mitgekommen. Deshalb hielt der seeleneifrige alte Missionar nach der Einsegnung des Grabes am offenen Grabe an diese eine Ansprache. Diese war von großer Wirkung. Viele der Heiden kamen schon am darauffolgenden Sonntag zum Gottesdienst. Der alte Heide selbst zimmerte ein schönes Grabkreuz für die Verstorbene und brachte außerdem noch eine Geldspende zum Missionar, damit er für die Dahingeschiedene eine hl. Messe lese. Gegen Ende der Ferien sah ich den alten Mann noch einmal auf dem Friedhof. Das neugeborene Kind der verstorbenen Johanna Theresia war auch gestorben. Auch dieses arme Würmchen hatte vor seinem Tode die Gnade der hl. Taufe bekommen. Auf dem Friedhof von Maris-Stella erhielt es ein Ruheplätzchen gerade zu Füßen seiner Mutter. Mutter und Kind werden sicher dem guten alten Heiden die Gnade der Bekehrung am Throne Gottes erslehen.

Einblick in das Denken und Fühlen der Bantu-leute durch das Spiegelbild ihrer Sprache

Von P. Odo Ripp RMM.

Unter allen Himmelsstrichen kann jedes Volk ein Loblied singen auf seine Muttersprache. Diese Himmelsgabe, die dem Menschen vor allen irdischen Lebewesen zuteil wurde, ermöglicht es ihm, mit seinem Schöpfer und Mitmenschen in Verkehr zu treten. Doch deren sind viele, die dieses Vorrecht nicht genügend zu würdigen wissen. Die Sprache, die ein Mittel sein kann und soll, um unsere Gedanken und Gefühle zu äußern, ist ein erhabenes Kunstwerk, dessen Schönheit und wunderbarer Aufbau den meisten unbekannt ist. Nach Papageiart bedient man sich der Sprache, ohne zu bedenken und zu untersuchen, wie dies geheimnisvoll zusammengesetzte Meisterwerk eigentlich arbeitet. Von jeher suchten nun die Sprachenforscher der Sache auf den Grund zu gehen, fragten sich, wie diese Natur-Erscheinung zu erklären sei. Je nachdem diese Wissenschaftler in religiöser Beziehung eingestellt sind, lauten auch ihre Erklärungen über den Ursprung der Sprache. Die Ungläubigen, die von einer geistigen Seele im Menschen keine Spur zu finden wähnen und alle menschlichen Fähigkeiten nur als

eine natürliche Entwicklung von verborgenen Kräften ansehen, wollen die Sprache bloß als Ergebnis der Nachahmung von Naturlauten ansehen. Damit wäre aber den Mensch nicht weit gekommen, hätte kaum jene Urwaldbewohner überholt, die seit den Schöpfungstagen sich in Baumkronen wiegen, ihrem Hunger und anderen Anliegen nur durch wüstes Gebläse Ausdruck verleihen. Die Menschen, die dort ihre Urahnen vermuteten, werden heutzutage nicht mehr ernst genommen.

„Gott, der Herr, verlieh dem Menschen „Vernunft und Sprache“ (Eccl. 17, 5). Die geistig-vernünftige Seelenanlage bildet den Untergrund, aus dem das vielgestaltige und prächtige Gewächs der Sprachen aufspricht, gemäß den vom Schöpfer festgelegten Bedingungen. Jedes Samenkorn sproßt auf, wenn es vom Sämann in die Erde gelegt und je nach Bedürfnis gehegt und gepflegt wird. Das ist auch der Fall beim kleinen Menschenwesen, das in der Familie geboren wird. In dieser, vom Schöpfer gewollten Umgebung, entwickeln sich langsam die geistigen Fähigkeiten der Seele, sowie die körperlichen Organe, aus denen sich allmählich die Sprachfertigkeit herausbildet. Wie dies zugeht, beschreibt anschaulich St. Augustin: „Wie ich aber sprechen lernte, habe ich später in Erfahrung gebracht. Meine Lehrer waren nicht Erwachsene, die nach einer bestimmten Methode mir die Worte darboten, so wie sie mir später die Buchstaben zeigten, ich selbst war es mit Hilfe des Geistes, den du mir gegeben. Durch Seufzen und allerlei Laute und Bewegungen der Glieder suchte ich die Gefühle meines Herzens zu äußern, damit meinen Wünschen willfahren würde; ich vermochte dies weder in allem, was ich wollte, noch bei allem, bei denen ich es wollte. Folgendes aber bemerkte ich und erwog es im Gedächtnisse. Wenn jene andere ein Wort aussprachen und im Anschluß daran ihren Körper zu etwas hinbewegten, so erkannte und begriff ich, daß sie mit jenen Lauten eine Sache benannten, die sie mir zeigen wollten. Daß sie die aber wollten, offenbarten mir Bewegungen des Körpers, jene natürliche Sprache aller Völker, die in dem Mienenspiel, dem Winken mit den Augen, den Gebärden der übrigen Glieder besteht, und dazu im Tone der Stimme, welcher die Empfindungen der Seele anzeigt, wenn sie etwas begeht oder festhält, zurückstoßt oder flieht. Allmählich und durch die häufige Wiederholung lernte ich so, wie einzelne Dinge durch die Worte bezeichnet wurden, die verschiedenes bedeuteten, von denen aber ein jedes an seiner bestimmten Stelle gebraucht wurde. Ich gewöhnte meinen Mund an diese Zeichen und konnte nunmehr meine Wünsche mit ihrer Hilfe zum Ausdruck bringen. So tauschte ich mit meiner Umgebung die Zeichen zur Verlautbarung der Wünsche aus und drang tiefer hinein in die sturmvolle Gemeinschaft des menschlichen Lebens, abhängig noch von der elterlichen Gewalt und der Führung der Erwachsenen. Conf. Lib. I. Kap. 8.“

Jede Sprache ist nun gleichsam eine plastische Prägung der Volksseele. Heutzutage steht man mit gaffendem Mund und gespitzten Ohren vor sprechenden und musizierenden Grammophonen und Filmen und staunt ob der wunderbaren Erfindungen, die doch schließlich nur eine Übertragung der geistigen Seelenplatten sind, auf denen sich zuerst jene Kompositionen gebildet haben. Diese sprechen, singen und musizieren in allen Zonen, worin Menschenkinder wohnen. Ihre Laute und Töne sind oft um so reiner und klangerfüllt, je weniger die urwüchsige Menschennatur durch Überkultur verzerrt ist.

Die Sprachfähigkeit ist zweifelsohne eine herrliche Gottesgabe, aber sie wirkt seit dem Sündenfall wie ein zweischneidiges Schwert. „In die Hand

der Zunge ist Leben und Tod gelegt“, sagt die hl. Schrift. Jedes Gefühl der Himmel und Erde umspannenden Seelentonleiter, findet in der Sprache seinen Ausdruck. Durch sie sprechen geistig gestimmte Menschen die Sprache der Engel, boshaft jedoch das Knirschen der Dämonen.

Als erste Pflicht des auf seinem Arbeitsfeld erschienen Glaubensboten gilt es nun, die Sprache des Volkes zu lernen, dem er die Frohbotshaft Christi künden will. Als zweite Muttersprache muß er sich dieselbe aneignen, wenn er geistiger Vater seiner Herde sein will. Welcher Art ist also dieses Seelengewächs, das hiesigen Leuten den Mund bereit macht? Es ist ein Zweig der weitverbreiteten Bantusprachen. Wer sich dieses Naturkind näher ansieht, kann nur Freude daran haben, wenn er den wunderharmonischen Aufbau dieses Sprachenmeisterwerkes gewahrt, daß der hiesigen Volksseele entsprossen ist. Es ist eine Tatsache, daß klimatische Zuständlichkeiten auf das Gemüt des Menschen und ihre Lebenshaltung einen bestimmenden Einfluß ausübt, ihnen einen Stempel aufprägt, der in Charakter und Sprache sich offenbart. Von Griechenlands Sprache im Altertum wird behauptet, sie sei die schönste und klangvollste gewesen, die Menschen je gesprochen. Dazu wird wohl die sprichwörtliche Schönheit Arkadiens mit ihrem hellen Sonnenschein das Ihrige beigetragen haben. Die Bantuleute, zumal als sie noch unbehellt „ihre geronnene Milch mit dem alten Löffel äßen“, d. h. noch nach Väterritte leben konnten, waren ein recht sorgenloses, heiteres Volk. Ihre klare und klangvolle Sprache fließt aus einem fröhlichen Gemüt, das meistens von warmem, freundlichem Sonnenschein erhellt wird.

Im folgenden will ich den freundlichen Lesern einige Stilblüten der Bulusprache bieten, wie sie in Redensarten und Sprichwörtern enthalten sind. In ihnen spiegelt sich des Volkes urwüchsiger Volkssinn und Mutterwitz. Diese gedrungenen Sprüchlein offenbaren die Art und Weise ihres Denkens, sowie ihre Anschaunungen über die Weltdinge. In jeder Übersetzung verlieren solche Sprichwörter etwas von ihrem eigentümlichen Bodengeruch, von ihrer Würze und Originalität. Es ist wie mit einer schillernden Schlangenhaut, aus der das Reptil ausgeschlüpft ist. Gewisse gute oder schlimme Lebenserfahrungen kleiden nun alle Völker in sinnerwandte Kernsprüche, so daß man auch in der Muttersprache ein Gegenstück dafür bieten kann. Eine kurze Erklärung soll den Sinn dieser Sprüche erläutern, die in möglichst treuer Übersetzung hier folgen.

„Wer sich weigert, Rat anzunehmen, kommt durch Blutvergießen (Schaden) zur Einsicht“ = gleichbedeutend mit: Wer nicht hören will, muß fühlen.

„Die Partei, die zuletzt tanzt, wird bewundert“ = Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

„Die Hirse am Weg wird nicht reif“ = Wie ein Fruchthalm gerade am Weg zertreten wird, so kann ein Heim an der Landstraße wegen der vielen hungrigen Besucher nicht gedeihen.

„Größe wird nicht mit Eile erlangt“ = Rom ist nicht an einem Tag erbaut.

„Den Büffelochs erträgt man von den Verausgehenden“, was wohl meint, daß die Jäger die Leute, die ihnen auf der Jagd begegnen, nach den Spuren dieses Wildes fragen; und sagt deshalb, daß man von Älteren Rat annehmen soll. Folgendes besagt dasselbe: „Die Franzen des Lenden- schurzes werden in der Gesellschaft genährt“, wo eben stets Experten zu finden sind.

„Es gibt keinen Dummkopf, der langohrig ist, in der Familie“ = Im Familienheim übersieht man gern die Fehler der eigenen Mitglieder.

„Das Kaninchen entbehrt des Schweifes wegen Auftrag geben“ = Anstatt selbst zur Verteilung zu gehen, beauftragte es andere, deshalb die Lehre: Selbst tun, was man gemacht haben will.

„Der Ochs leckt den, der ihn leckt; tritt den, der ihn tritt“ = Wie du mir, so ich dir. Freilich keine Maßregel für Christenleute.

„Die Kuh schlägt aus nach ihren Melkern“ = Honig ist kaum ohne Bienenstiche erhältlich.

„Kein Tag (Sonne) neigt sich, ohne irgend ein Anliegen, Affaire“ = Kein Tag ohne Plage.



Mariannhiller Neupriester: Würzburg im März 1932

In der Mitte Sr. Exzellenz Bischof Dr. Ehrenfried

„Aus einem schönen Geschirr ist man nicht lange“ = Glück und Glas, wie leicht bricht das. Ausruf einer Mutter, der ihr liebes Kindlein gestorben ist.

„Der Auswuchs sproßt aus den Wurzeln hervor“ = Unkraut verdirbt nicht.

„Das Haus des Prählers läßt den Regen hinein“ = Den Worten folgen keine Taten.

„Kein Rebhuhn spart für ein anderes“ = Jeder muß für sich selber sorgen.

„Kein Büffel ward je von seinem Kälbchen überwunden“ = Dem Jungvolk ziemt Gehorsam.

„Neid und Mißgunst entsteht aus dem Auge und sitzt im Herzen“ = Vorteilhaftes, was man an anderen gewahrt, ist Anlaß zu Neid.

„Kein Schlaumeier hat sich je am Rücken geleckt“ = Alb und zu versangen sich dieselben in ihren eigenen Stricken.

„Kein Kupferstück macht allein ein Geräusch“, heißt etwa: Zum Raufen gehören zwei.

„Die Ginsterkäze redet sich auf Kosten der Elster heraus“ = Die Schuld auf andere werfen.

Juli

Von Schwester M. Abellina OSF.

Langsam hatte die Nacht ihre dunklen Vorhänge aufgerollt. Drüben über den düstrenden Bergwäldern stieg der junge Tag herab, Tau in den Löcken, Sonne über dem Scheitel. Tropfen um Tropfen träufelte nieder, neigte Blätter und Blumen, Halme und Zweige. All die Gräser, all die Bäume in Wald und Flur trugen ihr Tröpflein so feierlich still, wie man nur kostliches hält. Und wahrlich, wie glitzernde Edelsteine funkelten all die Tauperlen, denn die goldstrahlende Sonne durchschimmerte sie wundersam. Hunderfach brach sich das gleißende Licht und erhöhte dadurch den einzigartigen Zauber.

Was da stand in heiligem, unentweihten Morgenfrieden, daß ließ mich erinnern an die ungezählten Menschenseelen, die auch Leben und Dasein aus der gleichen allmächtigen Schöpferhand empfingen. An ihnen klebt auch ein Tautropflein, aber nicht lichtflares Wasser, ein Tröpflein rubinroten Blutes, Herzblut Gottes . . .

Es war eine Nacht, eine leiddunkle Nacht im Garten Gethsemani. Da kniete der Gottmensch schmerzgebeugt auf der feuchten Erde. Die Sünden alle, angefangen von der Erbschuld im Paradiese und dem ersten Blutvergießen draußen auf freiem Felde bis hinauf zur letzten Sünde in der letzten Minute des letzten Jahrhunderts vor dem Weltgerichte, lagen auf ihm. Unter dem ungeheuren Druck dieser Riesenlast drang Tropfen um Tropfen des warmen Herzblutes aus den Poren des ringenden Erlösers, feuchtete Kleider und Boden dunkelrot. Besonders der Gedanke: umsonst, so vieles umsonst, der quälte und preßte und preßte und quälte, daß es rann und rann, warm und dunkel . . . immer mehr . . .

Der schauer- und angstfüllten Gethsemaninacht folgte der leidübervolle, blutige Karfreitag. Erbarmungslos sausten die Geißeln nieder und rissen Wunde um Wunde am heiligsten Leibe des göttlichen Dulders. Und aus den klaffenden Wunden floß das warme Blut in Bächlein. Dann wieder drangen die scharfen Dornen tief ein in des Heilands heiliges Haupt. Wiederum rann Blut, heiliges Blut, unaufhaltsam.

Blut färbte die Straßen von Jerusalem, rötete den steilen Weg nach Golgatha, Heilandsblut floß in Strömen aus den so grausam durchbohrten Händen und Füßen. Noch nicht genug. Die Lanze öffnete auch weit und tief das heilige Herz, daß ein neuer, letzter Blutquell sich ergoß. Gottes heiliger Engel hielt in Ehrfurcht erschauern die goldene Schale, um ihn aufzufangen für die schuldbeladene Menschheit. Liebe, unbegreifliche Gottesliebe ließ das Herzblut des Erlösers verströmen bis zum letzten Tropfen für die Sünden der Welt, für die Erlösung der Seelen.

O, daß wir hin und wieder stille hielten auf unserm Lebensweg, wenigstens einmal im Jahre, im Monat des kostbaren Blutes und uns

die heilig-ernsten Fragen stellten: Wird das Heilandsblut, das an meiner Seele klebt, mir zum Fluche, oder wird es mir zum Segen? Zähle ich zu jenen, für die es der Gottmensch umsonst vergoß, oder bin ich bei den Glücklichen, denen es Kaufpreis wird in den Himmel? Das eine wie das andere hängt von unserem Willen ab.

„Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“, hatte in unverantwortlichem Leichtsinne die irregeführte Menge vor dem Hause des Pilatus geschrien. Und furchtbar kam die vom Himmel gerufene Rache. Sie verfolgte den Rest des nun heimatlos gewordenen, verblendeten Judentvolkes durch alle Länder und alle Jahrhunderte.

„Sein Blut komme über uns“, so rufen gleichsam auch jetzt noch all die Tausende, die an die erlösende Kraft des kostbaren Blutes nicht glauben. Umsonst floß der hl. Quell für jene, die fern bleiben von der Erneuerung des Kreuzesopfers auf dem Altare und die sich nicht nähern dem göttlichen Gastmahle, um Fleisch und Blut des Opferlammes zu genießen. Furchtbar wird einst ihr Gericht. Das Blut Christi, auch für sie vergossen, wird um Rache schreien, wie Abels Blut zum Himmel um Rache rief. Für sie alle wird zum Verderben werden, was Gott zum Segen bestimmt hatte.

Doch glücklich jene, die voll gläubigem Vertrauen hinaufblicken zum hl. Gral, der goldenen blutgefüllten Schale. In siebensachen Strömen ergießt sich ihr Inhalt über die heilsbedürftige Menschheit.

Die Kraft des Heilandsblutes reinigt die mit der Erbschuld belastete Seele im Sakramente der Taufe. In unvergleichlichem Glanze erstrahlt sie nun im weißen Gewande der heiligmachenden Gnade. Doch über staub- und schmutzbedeckte Straßen führt der Lebensweg und nicht immer gelingt es, das hl. Kleid in schimmernder Schönheit zu tragen. Der Glanz vergeht, das reine Weiß wird durch dunkle Schuld befleckt. Da fließt über den Reuevollen das hl. Blut wie Himmelstau und er wird abgewaschen, geheiligt, gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesu Christi. Und dann darf sich die Seele aufs Innigste mit ihm vereinigen in der hl. Kommunion. In der Kraft dieser göttlichen Speise und dieses göttlichen Trankes wandert sie gestärkt weiter bis zur Schwelle der Ewigkeit. Nochmals, „badet sie sich im Blute des Lammes“, um gereinigt von letzter Schuld strahlend und jubelnd einzuziehen ins himmlische Jerusalem, ins ewige Sion . . .

O, daß wir alle zu diesen Glücklichen zählten! Und wir werden es, wenn wir alle bewußt mit dem Gedanken durch das Leben gehen: „Meine Seele ist betaut von Gottes Blut. Ich bin erkauft mit diesem kostbaren Preise“.

„Wer den Wert des wahren Glaubens zu schätzen weiß und auch nur einen einzigen Funken christlicher Nächstenliebe in sich trägt, der wird gewiß so vielen armen Brüdern, die in der Finsternis und im Schatten des Todes schmachten, nach Kräften zu Hilfe eilen.“ Pius X.

„Wer ist so arm, daß er nicht ein geringes Almosen geben, wer so beschäftigt, daß er nicht ein kleines Gebet für die Sendboten des Evangeliums verrichten könnte.“ Papst Leo XIII.

Hebung der Landwirtschaft unter den Eingeborenen

Von P. Cyprian Ballweg RMM.

Daß eine erfolgreiche Missionsarbeit nur dann gewährleistet ist, wenn auch zugleich eine Hebung und Förderung der wirtschaftlichen Verhältnisse unter den Eingeborenen angestrebt wird, hat schon von Anfang an der Gründer der Mariannhiller Mission, der hochselige Abt Franz, erkannt und seine geistigen Sohne zur wahren Pionierarbeit in Südafrika erzogen.

Wer das Einflußgebiet der Mariannhiller Mission kennt, muß ohne weiteres zugeben, daß rings im Umkreis der verschiedenen Missionsstationen viele christliche Eingeborene von einem ganz primitiven Feldbau allmählich zu intensiverer Bearbeitung ihres Grund und Bodens übergingen. Das praktische Beispiel, das ihnen eine Missionsstation ständig vor Augen hält, verbunden mit einer zielbewußten Führung durch die Missionare, beginnt doch nach und nach die zur Arbeit nicht besonders veranlagten Schwarzen anzueifern.

Früher haben die Schwarzen nur mit der Hufe den Boden gelodert. diese Arbeit haben sie den Frauen überlassen. Doch schon seit Jahrzehnten wird fast überall mit dem Pflug gearbeitet, den aber die Männer und Burschen führen. An einem Pflug ziehen mindestens drei Paar Ochsen. Auf gerade Furchen kommt es allerdings dabei nicht an. Wenn einmal ein Stein oder eine große Wurzel dazwischen kommt, dann läßt man eben den Pflug leer laufen und läßt ein kleines oder größeres Stück ungepflügt liegen.

Auch lassen die Schwarzen den Pflug nicht sehr tief gehen. Zweimal pflügen halten sie für überflüssig. Der Same wird nach dem Pflügen eingestreut, möglichst dicht, und dann seinem Schicksal überlassen. Was ausgeht, kann sich dann mit dem üppig wachsenden Unkraut um die Existenzberechtigung streiten, bis nach einiger Zeit die Frauen zum Säten kommen. Daß bei solcher Arbeit die Ernte recht spärlich ausfallen muß, ist klar.

Früher gings ja noch, da die Schwarzen genügend Boden hatten. Wenn ein Stück Land ausgesogen und der Boden vom Regen fortgeschwemmt war, bebauten sie einen anderen Teil. So war es noch vor vielleicht 50 Jahren. Jetzt wohnen sie aber viel dichter, haben aber meist noch die primitive Landwirtschaft beibehalten.

Daß man ein abgeerntetes Feld auch düngen muß, sahen die Schwarzen nicht ein. So haben sie ganze Fuhren Dünger an die Europäer verkauft und meistens für Kleinigkeiten.

Das Nichtverstehen und Nichteinsehen wollen ist aber nicht der einzige Hauptgrund der schlechten Ackerwirtschaft der Eingeborenen. Wieviele Schwarze arbeiten bei Weizen, bebauen dort die Felder mehr oder weniger selbstständig ganz gut . . . gehen dann nach Hause und . . . bebauen ihre eigenen Felder ganz nach dem alten Stil. Der Grund liegt also sonstwo: Es ist vor allem das Festhalten am Althergebrachten, vor allem aber Furcht und Aberglaube.

Wer bessere Ernten erzielt als andere, wird gleich des Zaubers verdächtigt und ist in Gefahr, entweder vom Häuptling dafür weggejagt oder gar aus dem Wege geräumt zu werden. Dies geschieht natürlich

ganz heimlich und unauffällig durch langsam wirkende Gifte. Daher ziehen es die meisten vor, sich mit dem Wenigen zu begnügen.

Man sieht hier klar, daß die wirtschaftliche Hebung der Schwarzen nur letzten Endes möglich ist, wenn sie mit der Missionierung des Landes Hand in Hand geht.

Seit Jahren hat auch die Regierung ihr Augenmerk auf diesen Punkt gelenkt. Sie sucht die Ausbildung der Schwarzen in der Ackerwirtschaft zu fördern, dieselbe zu heben und arbeitet dabei mit den Missionen zusammen. So wurde Garten- und Ackerwirtschaft in den Volksschulen und Lehrerbildungsseminarien zur Pflicht gemacht. Ein eigener Schulgarten



Eine Schar Mariannhiller Missionare, die in diesem Jahr in die afrikanische Mission auszog

muß von den Schülern bebaut und bepflanzt werden. Landwirtschaftliche Schulen wurden gegründet. Mariannhill hat eine solche in Reichenau unter Mithilfe und Anerkennung der Regierung. Burschen, die diese Schule erfolgreich absolviert haben, werden von der Regierung in irgend einem entlegenen Distrikt angestellt und bekommen Feld, das sie als Musterfeld bebauen. Ihren Stammesgenossen gehen sie mit Rat und Tat an die Hand, helfen ihnen Dünger beschaffen, bessere Geräte, Saatgut usw., halten Vorträge, besonders aber zeigen sie an Ort und Stelle, was und wie es gemacht werden muß. Diese Burschen ernten gewöhnlich fünfmal soviel auf ihrem Musterfeld, als andere auf dem gleichen Boden.

Bücher für die Landwirtschaft wurden in Mariannhill und auch einige von der Regierung in Transkei herausgegeben. Auch landwirtschaftliche Zeitschriften, besonders auch die in Mariannhill gedruckte Zeitung „Umf Afrika“ sorgt für Aufklärung. P. Bernhard Huz RMM. ist in vielen Artikeln hierfür in der Presse tätig.

Auf den jährlichen sozialen Kursen werden landwirtschaftliche Vorträge gehalten und Anregungen gegeben. Landwirtschaftliche Winterschulen werden von der Regierung unterhalten, mit schwarzen Schülern von 20—70 Jahren!

Mariannhill veranstaltet jährlich seine landwirtschaftliche Ausstellung; auch an anderen Orten geschieht dies. In neuerer Zeit wurden auch von P. Bernhard Huf Bauernvereine gegründet und zusammengefaßt im Verband der katholischen Bauernvereine, der hinwieder der „Katholischen Afrikanischen Union“ angegliedert ist.

So manche Eingeborene kaufen sich jetzt Land, einzeln und in Gruppen, um sicherer auf ihrem Boden leben zu können. Man sucht auch die Wohn-

Christus segnet die Ähren

In der Sonne lebenswarmer Glut
Wogt der Saaten gold'ne Segensflut.
Sieh, da kommt am Rain den Weg entlang
Christus hehr und groß und still gegangen
Und betrachtet mild das reiche Prangen.
Und die Halme senken ehrfurchtsbang
Ihre Häupter tief in heil'gem Schweigen.
Wie nun betend sich die Ähren neigen,
Hebt zum Segen Christus seine Hand...
Christus segnet rings das weite Land — —
Wie er weiter wallet durch die Fluren,
Küssen Ähren ihres Gottes Spuren.

Fr. Denzer

plätze der Schwarzen in den Reserven sicherer zu gestalten, ebenso auf unseren Missionsstationen.

Die Regierung enthält eine eigene Abteilung für die Landwirtschaft der Eingeborenen mit einem Direktor und verschiedenen Assistenten. In jüngster Zeit versucht sie die sog. Locations (das sind Gegenden, die den Schwarzen eigens als Wohnsitze von der englischen Regierung zugewiesen wurden) einzuteilen in Partien für Ackerland, andere wieder für Weide und wieder andere für Bauplätze. Doch muß alles erst erprobt werden.

Unsere Missionsschwestern unterstützen die Bewegung dadurch, daß sie die Frauen in Gartenwirtschaft unterrichten und zu ihnen in ihre Wohnungen hinausgehen und es ihnen zeigen, wie man es machen muß.

Als Ergebnis dieser Bemühungen kann gesagt werden, daß sich schon heute gute Ansätze zeigen. Zwar sind es noch einzelne, die mitmachen, aber mit der Zeit werden es mehr und mehr. Dazu wird das junge Geschlecht, das in den Missionsschulen heranwächst, leichter zu einer intensiveren Wirtschaftsform übergehen und dann wird auch einmal die Zeit kommen, da es dem Schwarzen ermöglicht ist, auf eigener Scholle sich menschenwürdiger zu behaupten.

Geistesentwicklung der Eingeborenen in Südafrika

Von P. Bernhard Hüß, RMM., Mariatal

Man muß schon ein Eingeborener sein, um den Eingeborenen zu verstehen.“ Einer der bedeutendsten Eingeborenenführer sagte uns diese Worte kategorisch ins Gesicht. Berechtigter Rassenstolz eines erwachsenen Volkes, mag diesen Volksführer bewogen haben, so zu sprechen; allein, er kann schwerlich der Ansicht gewesen sein, daß der Geist der Eingeborenen für uns immer ein versiegeltes Buch sei. Andernfalls könnten auch wir erwidern und verlangen, daß man Europäer sein müsse, um die europäische



Christus segnet die Ähren

Psyche zu verstehen, die in unserer Kultur ihren Ausdruck findet. Eine ganze Reihe von Fällen könnten wir aufzählen, in denen wir die Afrikaner sehen, wie sie sich in all ihrem Tun und Lassen von wahren und vermeintlichen Vorbildern der Europäer leiten lassen, aber dennoch nur ärmliche Erfolge erzielen.

Es ist eine sehr schwierige Aufgabe, die Eingeborenenpsyche zu beschreiben. Die Eingeborenen selbst sprechen in der Regel einem Europäer die Fähigkeit, dieses Thema zu behandeln, ab. Wenn jemand ein Jahr oder so etwas hier im Lande verweilt, kann der sich wohl den Mut nehmen und über diese Frage schreiben? Der Schreiber dieser Zeilen war nun 33 Jahre lang in steter Verbindung mit den Eingeborenen, dennoch sagt er, er könne den Wald vor lauter Bäume nicht sehen; deswegen zögert er noch immer, seine Ansichten auszusprechen.

„Quot capita tot sensus“ gilt auch für die Eingeborenen von heute. Es gibt heutigen Tages unter den Eingeborenen eine verwirrende Verschiedenheit von Geistesströmungen, vom Ungebildeten bis zum Akademiker,

vom Zauberdoctor bis zu dem in Schottland gebildeten Arzt, vom einfachen Landmann bis zum eingeschriebenen Mitglied einer Handelsgesellschaft, vom Gefolgsmann des Häuptlings bis zum unabhängigen Angestellten oder Geschäftsmann in der Stadt, vom friedlichen Diener der Religion bis zum aufwieglerischen Agitator: welche von diesen kann nun als die Geistesrichtung der Eingeborenen betrachtet werden?

Dr. W. B. Rubusana, ein Eingeborener aus East London, mag nicht unrecht haben in seiner Abhandlung über den eingeboernen Afrikaner, wenn er ihn „eine eigenartige Verbindung von Argwohn, Überglaube, kindlicher Einfalt und störrischer Hartnäckigkeit“ nennt. Vielleicht ist das einzige und allein das größte Hindernis, das den Europäern, die das Geistesleben der Eingeborenen studieren wollen, entgegentritt, daß sie weder fähig noch gewillt sind, wie die Schwarzen zu denken, geistig die Lage der Eingeborenen ganz zu erfassen und erst dann weitere Schlüsse zu ziehen. Das aber fordert große moralische Kraft, die offenbar in vielen weißen Südafikanern noch schlummert und die noch immer einer besonderen Anregung bedarf. Die Eingeborenen sprechen von einem „Furchtkomplex“ der Europäer. Es besteht eine Furcht, die andere Seite sehen zu müssen. Das Ergebnis wäre eine schmerzliche Krise. Altbewährte Anschauungen müßten aufgegeben und verworfen werden und andere hätten deren Stellen einzunehmen. Aus Erfahrung weiß Südafrika wohl, daß nur Gutes entstehen kann, wenn Studenten aller Hautfarben sich treffen, um gegenseitig ihre Geistesrichtungen kennen zu lernen.

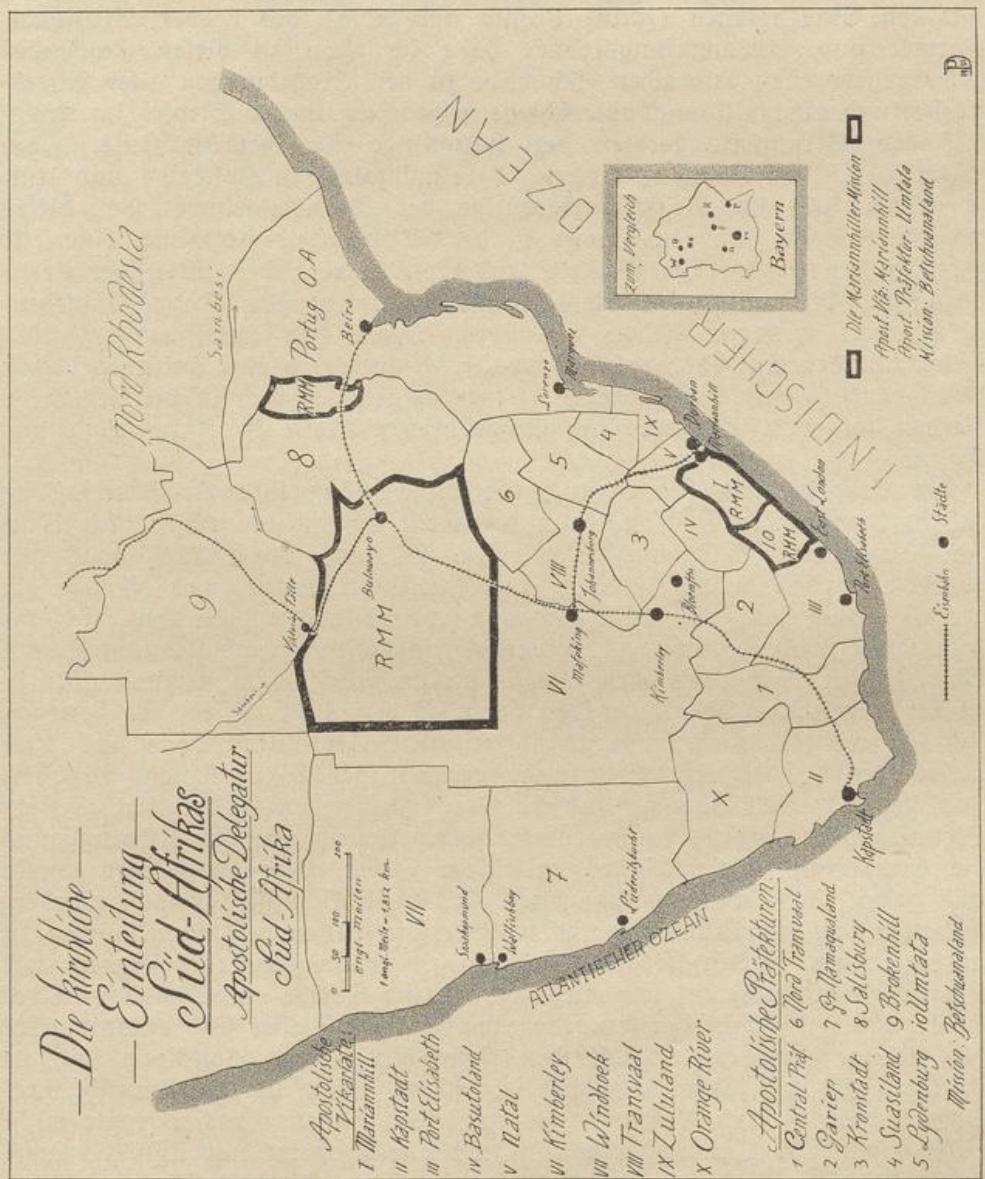
Es ist aber nicht nur schwer, sondern sogar gefährlich, die Eingeborenenpsyché zu studieren, um dann die Gründe klar darzulegen, nach denen ihr Denken und Fühlen in bestimmter Weise beeinflußt wird, sodaß ihre ganze Haltung ein Ausdruck ihrer inneren Überzeugung ist. Auf diesem Wege fallen wir der Gefahr in die Hände, als „Förderer feindseliger Gefühle“ zwischen Afrikanern und Europäern gestempelt zu werden, auf Grund des Selbstverwaltungsaftes der Eingeborenen vom Jahre 1927.

Auf der Karte hat das afrikanische Festland große Ähnlichkeit mit einem riesigen Fragezeichen. Europa quält sich mit der Eingeborenenfrage, Afrika spricht von einer Europäerfrage und überlegt, was es mit den Europäern anfangen soll. Der Notwendigkeit, Afrikas Seelenleben zu studieren, können wir nicht entgehen. Der Schwarze und der Weiße sind in Afrika so unzertrennlich aneinandergefettet, daß sie sich gegenseitig nicht lassen können. Also müssen wir zusammenhalten und das wird das Klügste sein, wenn wir es friedlich versuchen. Aber dazu muß einer den anderen kennen. Die Trennungstheorie, die als Lösung der Eingeborenenfrage begrüßt und vor wenigen Jahren erörtert wurde, hat uns der Lösung der Frage keinen Schritt näher gebracht. Wir haben den Eingeborenen immer noch vor uns und mittlerweile haben wir ihn „zum modernen Eingeborenen“ gemacht, der uns nun als eine undankbare Herausforderung gegenüber steht.

Seit 1924 haben die Universitäten von Kapstadt und Johannesburg 5 Ferienkurse für Afrikastudien abgehalten, zum Teil hatten auch Eingeborene Zutritt zu denselben. Die Teilnehmer dieser Kurse gewannen die Überzeugung, daß die Eingeborenenfrage ohne Studium der Sozialanthropologie und Ethnologie nicht erfolgreich angefaßt werden könne, weil uns diese Wissenschaften den Schlüssel zur Eingeborenenseele geben.

Afrika kann man heute auch das Festland der Mißverständnisse nennen.

An der Hand von vielen Beispielen hat uns die Geschichte gezeigt, was der Schreiber dieser Zeilen oft im Kleinen erfahren; wie nützlich nämlich die Kenntnis der seelischen Eigenart der Afrikaner für Reisende, Beamte, Missionare, Farmer und sonstige Unternehmer gewesen wäre, und wie viele Fehler, wie viele Reibungen und Verschwendungen von Menschenleben, Geld, Zeit, Anstrengung und Materialien verhütet worden wären.



Es gibt welche, die die Eingeborenen kennen wollen, z. B. der Farmer kennt seine „Knechte“ und die Hausfrau ihre Dienstboten. Auf diese Weise ist es vielleicht möglich, einen Bruchteil der Eingeborenen oder ihrer Geistesverfassung zu kennen, denn hier liegen die Quellen ihres Betragens. Es gibt auch Weiße in Südafrika, die sich um den Eingeborenen nicht kümmern, solange er sich „gut beträgt“. Nur eine gelegentliche Empörung

oder ein schändliches Verbrechen bringt ihnen wieder das Bewußtsein, daß der Eingeborene mitten unter uns lebt. Es gibt auch eine verhältnismäßig kleine Anzahl solcher Europäer, die ernstlich bestrebt sind, die Afrikaner zu studieren und auf diese Weise zu versuchen, ihn mindestens ein bißchen kennen zu lernen. Es möge mir gestattet sein, die Schule anzugeben, in der ich mich mit dem Studium der Eingeborenenseele befasse. Seit 33 Jahren bin ich, wie ich schon erwähnte, in steter Verbindung mit den Eingeborenen (Zulu, Basuto und Xosa), als Lehrer, Missionar, Farmer und Versammlungsredner habe ich schon zu vielen Tausenden der Eingeborenen gesprochen. Ich habe zu den Eingeborenen aller Altersklassen und aller Bildungsunterschiede gesprochen: in der Steppe, im Kraal, auf den Versammlungsorten der Häuptlinge, in Geschäftshäusern, auf Marktplätzen, in Schulen, Kirchen, Vereinslokalen, in Kollegien und Universitäten und im Regierungsgebäude der Transkeigebiete. Bei diesen Versammlungen stand ich immer in der Mitte zweier Extreme, einerseits nämlich der tiefsten Dankbarkeit, andererseits aber der bittersten Beleidigungen, die mir, dem Repräsentanten der weißen Rasse, entgegen geschleudert wurden. Neben den eben angeführten Berührungsmöglichkeiten mit den Eingeborenen, unterhalte ich aber noch eine weitausgedehnte Korrespondenz mit Eingeborenen, ferner befasse ich mich in den letzten 30 Jahren mit dem Studium der Eingeborenen-Presse in Zulu, Xosa und Sesuto.

Die Eingeborenen können nicht behaupten, daß ihre Geistesverfassung für uns unerforschlich wäre, denn der Geist äußert sich selbst durch Wort und Tat, durch Sitte und soziale Praxis, kurz, durch alles, was wir Ausdrucksweise nennen. Freilich, ihre Sitten erscheinen uns oft wie ein großes Haus, das vor Jahrhunderten erbaut wurde, mit dem sich die heutigen Bewohner nicht mehr abmühen, ja dessen Grund sie nicht einmal mehr kennen. Sie leben eben nur in diesem Hause. Ein Architekt aber ist in der Lage, über die Natur des Grundes etwas zu wissen. So bewegen sich die Eingeborenen heute in ihren alten Gebräuchen ohne uns öfter deren Grund oder eine Erklärung derselben geben zu können. Die stete und stereotype Antwort auf unsere Frage lautet: „Es ist unsere Sitte!“ Ethnologie und soziale Anthropologie jedoch können uns den Ursprung und die Entwicklung dieser Sitten entwickeln helfen. Oft genug schon wurde uns gesagt, daß in der vergangenen Zeit viele Schnitzer gemacht wurden, weil wir uns die Mühe ersparen wollten, die Sitten der Eingeborenen zu studieren, um sie den jetzigen Verhältnissen anzupassen; aber je mehr wir jetzt Afrika studieren, umso mehr verborgene Schätze entdecken wir in der Seele und im Gemüt der Eingeborenen. Sie selbst aber sind erstaunt über die Erfolge einer wissenschaftlichen Erforschung ihrer Volksseele und sie wundern sich, wie es uns möglich sein könne, ihnen die Geheimnisse ihrer Sprache, Sitten und Gebräuche zu enträtseln. Schon mancher fragte mich: „Warum wollen Sie uns über Wilhelm den Eroberer und ähnliche Leute belehren, die uns doch nicht im mindesten interessieren? Warum tragen Sie uns nicht mehr über uns vor, so wie sie uns kennen?“ Schon über die Bruchstücke, die ich ihnen dann von ihrem eigenen Ich sagen konnte, waren sie erstaunt. Wenn Eingeborene vorgeben, daß sie die Weißen so gut könnten, so müssen sie doch auch zugeben, daß wir in der Lage sind, sie zu erfassen, ohne eine schwarze Haut anziehen zu müssen.

Wir können die Geistesrichtung der heutigen Eingeborenen nicht so weit dies möglich ist, erforschen und verstehen, ohne auch den europäischen

Einfluß in Erwägung zu ziehen. Europa hat nämlich die Eingeborenen im schlimmen Sinne beeinflußt oder gar soweit verändert, daß wir im wahren Sinne des Wortes von einem „neuen Eingeborenen“ reden können.

(Fortsetzung folgt).

Die heilige Lanze

Historische Erzählung von Prälat Konrad Kummel

Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Aus diesen Zuständen heraus ist dann auch folgerichtig die spätere vollständige Trennung von Rom, das große Schisma des orientalischen Christentums herausgewachsen, der griechisch-russische Orthodoxismus, welcher heute noch etwa 160 Millionen Anhänger zählt.

Diese Kirchenspaltung wurde vorbereitet durch den an Wahnsinn grenzenden Bildersturm der Kaiser Leo und Konstantin V., welche nicht nur die herrlichsten Bilder in allen Kirchen zerstörten, sondern alle, welche in der vernünftigen Verehrung der Bilder Christi, Maria und der Heiligen einen Alt der Pietät sahen, unter den grausamsten Qualen hinrichten ließen. Dann kamen die beiden eigentlichen Urheber der Kirchenspaltung. Der eine war Photius, ein Laie (Lehrer und Beamter), ein Mann von glühendem Ehrgeiz, der sich binnen sechs Tagen alle Weihen geben ließ, angesangen von den niederen bis zur Bischofskonsekration, um dann den Patriarchenstuhl von Konstantinopel zu besteigen und aller Einsprüche Roms zu spotten; der Kaiser Michael III., wieder einmal ein vollständig unschuldiger Mensch, der nichts als Trunk, Spiel und Vergnügen kannte, ließ alles geschehen. Und später kam Michael Cærularius, gleichfalls Patriarch von Konstantinopel (ums Jahr 1060), unter welchem sich die Trennung endgültig vollzogen hat zum unendlichen Schmerze der Päpste und aller wohlmeinenden Bischöfe und Priester im Orient.

Der Hof, die Stadt und das Volk von Konstantinopel sind der Ausgangspunkt dieses unermäßlichen Unglücks gewesen; der Hof durch die immer zunehmende Unfähigkeit der Kaiser, und das Volk dadurch, daß es mit förmlichem Fanatismus und mit noch größerer Unwissenheit sich einmischt in die wichtigsten und subtilsten Fragen der Glaubenslehre und natürlich immer auf Seiten der Irrlehrer war, die ihm schmeichelten und es verhetzen. Auf dem Markte, in den Matrosenkneipen, auf allen Gassen dispu-

tierte der Pöbel z. B. über die Wesensgleichheit oder Wesensähnlichkeit des menschgewordenen Sohnes mit dem Vater, und oft genug arteten solche Glaubensgespräche in wilden Prügeleien aus. Jedes Waschweib und jeder Schusterbub sah sich als eine Art Kirchenlehrer an, der kein Lehramt kannte und sich selbst seinen Glauben zurechnen wollte. — (Auch das ist nicht ausgestorben in den folgenden Jahrhunderten, bis herein in die Gegenwart, wo es ja Tausende von Gekrönen gibt, denen sich fast täglich neue anreihen).

Der Hauptpunkt der großen Kirchenspaltung ist die Stellung des Papstes in der Kirche. Die Irrlehrer des Orients anerkennen den Papst zu Rom nicht als das Oberhaupt der ganzen Kirche Gottes auf dem Erdenrund, sondern nur als „Patriarchen der westromischen Kirche“, der ihnen nichts mehr zu gebieten habe. Sie haben also das Band der Einheit mit der wahren Oberhaupt zerschnitten und sich dadurch außerhalb der Kirche gesetzt. Wenn sie sich rühmen, „frei geworden zu sein von der Knechtschaft Roms“, so sind sie anderseits in die schmähesten und unwürdigsten Abhängigkeit der weltlichen Herrscher gekommen und das innere religiöse Leben ist vielfach zu äußerlichem Formeldienst erstarrt.

Wiederholte Versuche, die getrennten Brüder im Orient zur Kirche, mit der sie doch alle Sakamente, das hl. Messopfer, den Priesterstand usw. gemeinsam haben, zurückzuführen, waren umsonst. Sie scheiterten am Widerstand der hochmütigen und ehrgeizigen schismatischen Bischöfe und auch an dem Fanatismus des verhetzten Pöbels, der sich in einen unauslöschlichen Haß nicht bloß gegen Rom, sondern gegen das abendländische Europa überhaupt hineingelegt hatte.

Daraus sind auch die furchtbaren Frevel hervorgegangen, welche vom „christlichen“ Konstantinopel den Kreuzfahrern gegenüber begangen wurden. Wir werden das nächste Mal davon hören; um dann die Eroberung Konstantinopels

durch die Türken selbst zu schildern.

Welch ein ungeheuerer Gegensatz zwischen dem oströmischen Christentum und dem Abendland klaffte, hat sich besonders gezeigt zur Zeit der Kreuzzüge. Während durch das ganze westliche und mittlere Europa der Ruf ging: „Auf zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen, Gott will es“ und während Tausende begeisterte und opferwillige Männer aus den höchsten Ständen, wie aus dem einfachen Volke, das Kreuz nahmen zum Zug ins Heilige Land, blieb man in Konstantinopel fühl und falt: man fürchtete die Mohammedaner und wollte es nicht mit ihnen verderben.

Es blieb aber nicht dabei.

Die Griechen — so wurden die schismatischen Christen kurzerhand genannt — haben den Kreuzfahrern, an deren Spitze doch Bischöfe und päpstliche Legaten und die Blüte des christlichen Adels von Deutschland, Frankreich, Italien, Ungarn usw. standen, heimtückisch die größten Schwierigkeiten bereitet und oft schwer geschadet. So hat der griechische Kaiser Alexius schon im ersten Kreuzzug, dem Heere Gottfrieds von Bouillon Schwierigkeiten aller Art bereitet und erst dann nachgegeben, als der letztere ernst mache.

Im zweiten Kreuzzug, welchen der hl. Bernhard predigte und welchen der deutsche König Konrad III. führte, zeigte sich erst recht der Hass der schismatischen Griechen gegen die katholischen Glaubensbrüder. Der Kaiser Manuel Komnenus tat alles, um den verhaften Abendländern zu schaden und den Kreuzzug unmöglich zu machen. Sogar ein griechischer Geschichtsschreiber sagte, es lasse sich kaum eine Hinterlist und Bosheit denken, die der Kaiser nicht gegen die Kreuzfahrer angewendet habe. Besonders allgemein war der Betrug und Wucher im Handel und Verkehr mit den Kreuzfahrern — kein Wunder, daß den letzteren manchmal auch die Geduld ausging. Ihren Gipfel aber erstieg die Niederträchtigkeit der Griechen, als die Kreuzfahrer auf dem kleinasiatischen Gebiete waren. Die griechischen Städte ließen keinen Abendländer ein, lieferten gegen sündenteures Geld schlechte, sogar direkt vergiftete Lebensmittel, ließen sich erst zahlen und überschütteten die unter den Mauern wartenden Kreuzfahrer mit Hohngelächter und übten fortgesetzt Verrat an denselben gegenüber den Türken.

Bei Ikonium aber geschah das Entsetzlichste. Eines Morgens waren die sämtlichen griechischen Führer, die man reichlich bezahlte und die feierlich geschworen hatten, dem Heere den rechten

Weg zu weisen, verschwunden, nachdem sie erst die Kreuzfahrer in ein ödes, wasserloses, von hohen Felsen umschlossenes Tal geführt hatten. Als es denselben endlich gelungen war, einen Ausweg zu finden, sahen sie sich auf allen Seiten von den Türken umgeben, an welche sie von den griechischen „Christen“ verraten waren! Erschöpft und durch Hunger abgezehrt, hatten die Kreuzfahrer den unaufhörlichen Angriffen der Ungläubigen nicht stand zu halten vermocht, und das Ende war, daß nach etwa vierzehn Tagen das gesamte deutsche Kreuzheer fast vollständig vernichtet wurde — nicht der zehnte Teil blieb mehr übrig. Der französische König Ludwig VII. aber, der mit seinem Heer nun auch nicht weiter gelangen konnte, schloß mit der griechischen Kaiser Manuel einen feierlichen Vertrag wegen der Zurückführung seiner Truppen nach Antiochien, aber die Griechen verrieten wiederum die Christen an die Türken, nachdem sie riesige Summen sich hatten zahlen lassen und schließlich nahm eine griechische Flotte den französischen König gefangen!

Wenn der zweite Kreuzzug auf solche Weise vollständig ergebnislos endete, so hat die Hinterlist und der niederträchtige Verrat der schismatischen „Christen“ des Orients einzigt und allein die Schuld daran.

Das Bild dieses schismatischen „Christentums“, dessen Sitz Konstantinopel war, vervollständigt sich, wenn man die Geschichte des dritten Kreuzzuges kennt, welchen bekanntlich kein Geringerer als Kaiser Friedrich I., Barbarossa, geführt hat. Um den Griechen keinen Vorwand zu geben zu Feindseligkeiten, gestattete er nur ganz zuverlässigen Männern den Eintritt ins Kreuzheer und übte strengste Manneszucht. Auch schloß er mit dem griechischen Kaiser Verträge über den Durchzug des Kreuzheeres und Lieferung von Nahrungsmitteln unter den schönsten, scheinheiligsten Versicherungen aus Konstantinopel.

Aber schon in Bulgarien gab es Feindseligkeiten, und gefangene bulgarische Edle teilten nun mit, daß sie von Konstantinopel her ausgehebelt worden seien. Auch sonst kamen die Griechen den eingegangenen Verpflichtungen wegen Versorgung mit Lebensmitteln ganz schlecht nach. Barbarossa entsandte nun zwei Gesandte aus edlem Geschlechte nach Konstantinopel, um Protest zu erheben und den griechischen Kaiser Isaak Angelos an die geschlossenen Verträge zu mahnen. Der ebenso grausame als charakterlose und hinterlistige Griechen aber, der nebenbei von maßlosem Größenwahn aufgebläht war, hatte sich unterdessen

heimlich mit dem Sultan, dem Haupt der Ungläubigen, gegen die Kreuzfahrer verbündet. Und statt einer Antwort an Barbarossa ließ er dessen beide Gesandte in den Kerker werfen.

In der Sophienkirche aber predigte der Patriarch der „Orthodoxen“ vor dem Kaiser Isaak Angelos, dem ganzen Hofe und auch im Beisein vieler Ausländer den wütendsten Haß gegen die christlichen Kreuzfahrer. „Ein Grieche“, rief er in die Massen seiner Zuhörer hinein, „welcher hundert Kreuzfahrer tötet, verdient

Bösartigkeiten und Feindseligkeiten von den dortigen griechisch-schismatischen Christen erleiden.“

An diesen Beispielen mag es genügen, um darzutun, welch ein Abgrund sich allmählich aufstet zwischen den griechischen Orthodoxen im oströmischen Reiche und den abendländischen Christen in Europa. Es war nicht nur der Unterschied zwischen Orientalen und Westeuropäern, sondern noch weit mehr der Unterschied im Glaubensbekenntnis, was die beiden christlichen Volkshälften un-



P. Gräder RMM. und Br. Viktor in Landsend
(Siehe Artikel im vorigen Heft)

sich dadurch die Vergebung von zehn Mordtaten!“ Und Kaiser Isaak selbst richtete in einem, von orientalischen Prahlereien strohenden Schreiben an den deutschrömischen Kaiser alle möglichen unverschämten Anforderungen. Barbarossas Antwort war, daß er sein Heer gegen Konstantinopel marschierten ließ, die griechischen Festungen Adrianopel, Demotika und andere Plätze nahm und bald vor Konstantinopel selbst stand. Da war es nun plötzlich aus mit den Prahlereien des Großgriechen; er bequemte sich zu neuen Verträgen und ging auf alles ein, was Barbarossa für nötig fand zum Gedeihen des Kreuzzuges. Ja, Kaiser Isaak ging sogar soweit, zur Befestigung dieses Bündnisses seine Tochter, die Prinzessin Irene mit dem jüngsten Sohne Barbarossas, Philipp, zu verloben. Gleichwohl mußten die Kreuzfahrer auf kleinasiatischen Boden oft genug noch

rettbar entzweite. Jede Irrlehre, jede Trennung von der wahren Kirche Gottes und jeder Abfall von ihr ist von Anfang an gekennzeichnet gewesen durch den Haß gegen das Oberhirtenamt in Rom, gegen das Papsttum. Darin allein gleichen sich alle von Anfang des Christentums bis zum Ende der Welt, und dieser Haß gefährdet jedes aufrichtige Zusammengehen der ganzen Christenheit; er ist das Unkraut unter dem Weizen, die Saat des bösen Feindes im Felde der christlichen Menschheit. Er hat auch mehr als politische und nationale Gegensätze die Christenheit des Orient, die Griechen und die Katholiken des Abendlandes, die „Lateiner“, wie man sie in Konstantinopel hieß, auseinandergerissen. Er hat das Unglaubliche geleistet, die Griechen, zu geheimen und offenen Verbündeten der Türken, der Ungläubigen zu machen im Kampfe um die heiligsten Güter des

Christentums — ein satanischer Hohn auf den Gründer von Konstantinopel, den großen Konstantin, den Sieger über das alte Heidentum und den Befreier der Christen von ihren Verfolgern!

Es konnte nicht fehlen, daß das feindselige und heimtückische Verhalten der Griechen gegen die Kreuzfahrer im Abendlande bekannt wurde. Hatten doch darunter alle Teilnehmer an den Kreuzzügen während mehr als zwei Jahrhunderten zu leiden. So waren die Griechen überall verrufen, verachtet und gehasst, als eine Nation von Lügnern und Betrügern, von Heuchlern und Verrätern, als Verkörperung der Falschheit und Charakterlosigkeit, der schmutzigsten Gewinnsucht und des schändlichen Wachters, und die Kluft zwischen dem östlichen und westlichen Christentum wurde immer größer und tiefer, wurde, menschlich gesprochen, unheilbar.

Ein Mittel hätte es freilich gegeben zur Heilung: die Wiedervereinigung im Glauben, die Anerkennung des Bischofs von Rom als Oberhaupt der gesamten Kirche Gottes, als sichtbaren Stellvertreters Christi auf Erden und rechtmäßigen Nachfolger des Apostels Petrus, wem der Herr den Auftrag gab, seine Herde zu weiden. Tiefblickende, fromme Männer auf Seiten der Griechen selbst sahen das längst ein, und fast alle Päpste waren bemüht, die Wiedervereinigung herbeizuführen. Oftmals beriet man, mehrfach wurde sogar die Rückkehr nach Rom beschlossen, aber immer wieder scheiterte alles, in letzter Linie an der echt orientalischen Selbstvergötterung des schismatischen Patriarchen in Konstantinopel, die sich dem Papste mindestens gleichstellten, und ebenso an dem blinden, vernunftlosen Fanatismus des Volkes, das sich allein als „rechtgläubig“ ansah, und der hinter ihm stehenden unwissenden und verrohten Pöppen und schismatischen Mönche, die aber vom Mönchtum nur mehr den Namen hatten.

Einstmal war es nahe daran, daß die Einheit der Kirche wieder auf der ganzen Erde hergestellt werde; das war in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhundert. Kaiser Johann VI. von Konstantinopel war angesichts der drohenden Türkengefahr zur Erkenntnis gekommen, nun müsse unter der Christenheit selbst zuerst Frieden geschlossen und eine einheitliche Front hergestellt werden. Er sandte sich mit dem Patriarchen von Konstantinopel und anderen griechischen Bischöfen persönlich auf der Kirchenversammlung in Ferrara und Florenz ein, und hier kam im Jahre 1439 wirklich die ersehnte Wiedervereinigung zustande und die ganze Christenheit des Orients

mit dem Abendlande freute sich dieses Ereignisses.

Aber die Wiedervereinigung kam nicht zur Durchführung. Die Feinde des Papstes im Orient hetzten durch grauenhafte Lügen das unwissende Volk, vor allem aber in Konstantinopel auf, zu einem Fanatismus, der an Wahnsinn grenzte. Kaiser Johann VI. und die Bischöfe, die den Frieden geschlossen hatten, wurden bei ihrer Ankunft in Konstantinopel mit Verwünschungen, Spott und Hohn und mit Vorwürfen überhäuft, sie hätten die Ehre der griechischen Nation verraten usw., die schismatischen Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem sprachen den Bann über das Werk der Union aus, überall, wo man dieselbe durchführen wollte, gab es Widerstand, und zum Ende trat der Kaiser samt seinen Anhängern auch wieder zurück. Der Romhaf hatte wieder einmal gesiegt, der Fanatismus hatte die Vernunft erwürgt, die Griechen hatten zum letztenmal die Hand zurückgewiesen, die sie retten konnten: ihr Schicksal war besiegelt und nun nahte unaufhaltsam das Verhängnis.

Sultan Murad II. setzte die Eroberungen seiner Vorgänger fort, eroberte bei Kossovo in Ungarn einen großen Sieg, und nach seinem Tode bestieg Mohammed II. den Thron des Osmanischen Reiches, welcher nach Gottes Zulassung dem oströmischen Christenreich ein Ende machte, an Konstantinopel das Strafgericht vollzog und für alle Zukunft diese Stadt in die Residenz des türkischen Reiches verwandelte.

Die Päpste schienen die einzigen in dieser Zeit zu sein, welche die ganze Größe der Gefahr erkannten. Immer wieder riefen sie das Abendland auf zur gemeinsamen Abwehr der Türkenmacht und zur Rettung Konstantinopels. Aber sie fanden nicht viel Gehör: die Könige, Fürsten und Republiken Europas hatten für sich selbst zu tun, und sodann hatte man für das treulose Volk der Griechen nicht mehr viel übrig.

Noch einen letzten Rettungsversuch machte der byzantinische Kaiser Konstantin XII., nachdem Sultan Mohammed bereits den Krieg erklärt hatte. Er wandte sich an Papst Nikolaus V. mit der Erklärung, sein ganzes Volk vom Schisma wieder zur Kirche zurückzuführen und die Union von Florenz jetzt durchzuführen zu wollen. Zweifellos hätte dieses Ereignis den größten Eindruck auf das ganze Abendland gemacht und dem bedrohten christlichen Orient, der jetzt wieder katholisch war, auch Hilfe von allen Seiten Europas gebracht.

Der Papst entsandte dann auch einen Legaten mit entsprechender Begleitung

nach Konstantinopel. Das war der Kardinal Isidor mit einer Anzahl anderer Prälaten und Ordensleute, sowie mit einer Wache von 200 römischen Freiwilligen. Anfang Dezember 1452 trafen sie in Konstantinopel ein, und am 12. Dezember wurde im Angesicht des Kaisers, seines Hofs und seiner Fürsten und von 300 Geistlichen die Wiedervereinigung des christlichen Orients mit Rom und dem katholischen Abendland feierlich verkündigt.

Aber die Worte verhallten wirkungslos, der blinde Hass gegen Rom machte jeden Erfolg unmöglich. Der fanatische Führer der orthodoxen Romfeinde, Genadios, hielt wütende Brandreden in allen Straßen und stachelte das Volk zur Raserei auf. Ein besonderes Schlagwort lautete: das nationale Bewußtsein und die nationale Ehre des griechischen Volkes verbiete jedes Zusammengehen mit dem römischen Papste und den „Lateinern“. Schismatische Pöpfe erklärten jeden Anhänger der Union mit Rom für erklommuniziert und die Sophienkirche als eine Höhle des Teufels und eine Synagoge der Juden. Der mächtigste Mann nach dem Kaiser im oströmischen Reiche aber, Großherzog Lukas Notaras, sprach öffentlich das Wort: „Lieber wolle er den Turban des türkischen Sultans in Konstantinopel sehen, als die Tiara des Papstes!“

Diejenigen, welchen es ernst war mit ihrem Christentum und zugleich mit der Rettung der Hauptstadt, blieben vollständig in der Minderheit. Der fanatische Hass der griechischen Schismatiker gegen Rom beherrschte das unglückliche Konstantinopel, und so ging es nun seinem Untergang unrettbar entgegen: der entschleiße, widerchristliche Wunsch des Lukas Notaras ist in Erfüllung gegangen.

Unter den katholischen Mächten des Abendlandes war natürlich nicht viel Begeisterung vorhanden für das griechisch-fanatische Konstantinopel; nur die Republik Genua sandte Mannschaften und Kriegsmaterial, Venedig versprach solches, zögerte aber die Absendung seiner Schiffe hinaus, bis es zu spät war. Der Papst allein war immer noch tätig, um Hilfe für Konstantinopel zusammenzubringen. Es gelang ihm, zehn eigene und eine Anzahl anderer italienischer Kriegsschiffe in aller Eile abzusenden, aber unterdessen war die Hauptstadt Ostroms bereits ihrem Schicksal verfallen.

Damit sind wir bei den Ereignissen angelangt, welche der überlebende Pio Blandini, nunmehr oberster Janitchar beim türkischen Prinzen Djchem, selbst erlebte, und es erübrigts nur, das Nötigste von der kurzen Belagerung und der un-

glaublich raschen Eroberung Konstantinopels durch Sultan Mohammed II. zu erzählen.

Am 29. Mai 1453, Dienstag nach dem Dreifaltigkeitstag in Konstantinopel, der Mittelpunkt der fünfhundertjährigen Trennung der orientalischen Christenheit von der Kirche Gottes und ihrem rechtsmäßigen Oberhaupt, von dem längst drohenden Gottesgerichte getroffen worden. Es war ein Ereignis, welches nur in der Zerstörung Jeruzalems, der Stadt des Gottesmordes, seinesgleichen hat in der Kirchengeschichte.

Von Adrianopel aus, welches schon seit hundert Jahren die Residenz des türkischen Herrschers war, hatte Sultan Mohammed II. am 23. März, dem Feste der Sieben Schmerzen Mariä, mit einem Heere von etwa 200 000 nach Sieg und Beute dürstenden Ungläubigen und gewaltigen Geschützen den Vormarsch angetreten. Am Samstag in der heiligen Osterwoche lag seine ungeheure Armee in einem Halbkreis, etwa eine halbe Stunde entfernt, vor der unglücklichen Hauptstadt des oströmischen Christenreiches und unverzüglich begann die Belagerung. 14 Batterien feuerten unaufhörlich gegen die festen Mauern, Tore und Häuser der Stadt, und außerdem waren 13 ungeheure Geschütze an besonders wichtigen Punkten aufgestellt, welche Steinkugeln von 200 bis 500 Pfund Gewicht schleuderten; das größte der Geschütze, überhaupt die riesigste Kanone, welche die Geschichte kennt, gegossen in Ungarn, schoß Steinkugeln von 800 bis 1200 Pfund Schwere. Da sie eine entsprechende Masse Pulver (500 Pfund!) brauchte, so war es begreiflich, daß schon nach 12 Tagen das Riesengeschütz von der Ladung selber zerrissen wurde; der Erfinder desselben wurde dabei in Stücke zerfetzt.

Und wie groß war die Zahl der Verteidiger der Stadt?

Schon die Antwort auf diese Frage enthält eine unauslöschliche Schmach für die Griechen. Von 300 000 Einwohnern Konstantinopels hatten sich nicht einmal fünftausend Männer gefunden zur Rettung der Stadt aus Türkengefahr! Wenn man damit vergleicht, wie unter Aufsicht des letzten Mannes die Christenheit seinerzeit in der Riesenschlacht auf den Katalaunischen Feldern (beim heutigen Chalons an der Marne) den König Attila vernichtend schlug und das Abendland von der Hunnengefahr befreite, wie Bürger und Bauern, Priester und Mönche und selbst das Frauengeschlecht unter St. Ulrichs Führung zusammenstanden bei der Belagerung Augsburg und auf dem Lechfeld, und der

Ungarngesahr für immer ein Ende machten, wenn man an die fast gleichzeitigen unsterblichen Siege Hunhadis und Capistrans zur Befreiung Belgrads und Skanderbegs zur Rettung Albaniens und den zehnjährigen Befreiungskampf Spaniens gegen die Mauren in festgeschlossener Einmütigkeit denkt, so steht die Einwohnerschaft Konstantinopels in der Belagerung durch die Türken geradezu jämmerlich und erbärmlich da.

Allerdings sind die Sieger von Châlons und dem Lechfeld, von Belgrad und Granada und später von Wien, katholische Christen des Abendlandes gewesen, die Bewohner von Konstantinopel aber griechisch-orientalische Schismatiker, in welchen fanatischer Haß gegen Rom und die „Lateiner“ das positive Christentum verdrängt und ersezt hatte. Schmachvoll haben sie ihre Christenehre in jenem Jahre der großen Entscheidung mit Füßen getreten, ihr selbstgerechter hochmütiger Fanatismus hatte sie taub und blind und unsfähig gemacht zu erkennen, welche ungeheure Gefahr ihnen selbst und der ganzen Christenheit drohte und welche riesenhaften Verrat sie an derselben durch ihre Gleichgültigkeit, Feigheit und ihren Geiz begingen.

Denn auch hier, im höchsten Stadium der Gefahr, verloren die Griechen ihren schmutzigen Geiz nicht. Millionen und Millionen, ungeheure Reichtümer waren ausgestapelt in der Hauptstadt des christlichen Orients, wie sich nachher bei der Plünderung von Konstantinopel herausstellte — und die Vertreter der Stadt erklärten, kein Geld zu haben, um Truppen anzuwerben zur Verteidigung; ja sie bettelten den sonst so gehätschten Papst und die italienischen Katholiken um eine Beisteuer für das Besatzungsheer an!

Die rund 500 Byzantiner, welche Waffendienst taten, waren in der Hauptstache Anhängers des Kaisers Konstantin XI., welcher, wie mitgeteilt, angesichts der Gefahr für sich und sein Reich sich mit dem Oberhaupt der Kirche ausgesöhnt hatte und feierlich wieder zur Einheit der katholischen Kirche zurückgetreten war. Er und sein Hof und wohl die meisten der 5000 eingeborenen Verteidiger Konstantinopels sind also katholisch gewesen. Außer ihnen stand noch ein kleines Hilfsheer von zusammen 800 bis 1000 Mann in der Stadt, lauter Abendländer, welche der edle Genuese Justiniani zusammengebracht hatte, darunter auch Deutsche. Ein Deutscher, namens Grant, ein überaus erfahrener und tüchtiger Kriegsmann, hatte das ganze Geschütz- und Minenwesen unter sich. Dieses Hilfsheer war eine Kerntruppe ersten Ranges.

Aber was waren die kaum 6000 christlichen Verteidiger der Stadt Konstantinopel gegen die 40- und 50fache Übermacht, mit welcher Sultan Mohammed sie einschloß! Denn zu dem vorzüglich ausgebildeten regulären Heer von über 200 000 Mann waren in den letzten Monaten mehr als 200 000 Freiwillige ihm zugestromt, welche vor allem die Hoffnung herführte, in Konstantinopel unermessliche Beute zu machen und allen Lüsten und Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen. Sie sind auch auf ihre Rechnung gekommen . . .

Dem größten Teil der Einwohner sind aber auch jetzt noch nicht die Augen aufgegangen. Wie hypnotisiert oder von einer gemeinsamen fixen Idee behaftet, sagten sie sich immer nur das Eine: „Haß den Lateinern, Haß der Wiedervereinigung mit der abendländischen Christenheit, Haß gegen Rom“ — und darüber hatten sie jedes Augenmaß für die entsetzliche Wirklichkeit verloren. „Wer Gott verderben will, den verbündet er“, dieses Sprichwort ist noch nie in der ganzen Weltgeschichte mit Ausnahme Jerusalems so zur katastrophalen Wahrheit geworden, wie im Untergang Weststroms und dem Fall von Konstantinopel. So war es denn kein Wunder, wenn man oft genug das Wort hörte, es sei besser, wenn der Sultan die Stadt erobere, als wenn Kaiser Konstantin XI. sie behalte, denn im letzteren Falle würde er die Union mit Rom durchführen, komme man aber unter die Herrschaft Mohammeds, so werde die griechische Christenheit ihre Freiheit behalten!

Dass es möglich gewesen wäre, Konstantinopel zu retten, geht schon daraus hervor, mit welchem Erfolg die 6000 Mann der Verteidigung kämpften. Die Breschen, welche von den türkischen Batterien in die Mauern geschossen waren, wurden während der Nacht immer wieder ausgefüllt, Gegenminen wurden ge graben, feindliche Stellungen in die Luft gesprengt und ein großer Sturm Mohammeds am 20. April glänzend abgeschlagen; auch in einer Seschlacht vor er verschiedene Schiffe und 12 000 Mann: er tobte vor Wut über diese Verluste.

Was hätte sich also machen lassen, wenn Konstantinopel anstatt der armeligen Zahl von 6000 das Vier- oder Fünffache von Verteidigern gehabt hätte!

Mohammed sah nun ein, daß es nicht genüge, Konstantinopel von der Landseite her eingeschlossen zu haben; denn von der Seeseite her, dem Marmarameer, brachten christliche Schiffe immer wieder Munition und Nahrungsmittel in ausreichender Menge. Auf raffinierte

Weise brachte er in einer Nacht auf einer Art Rutschbahn, an welcher 50 000 Mann gearbeitet hatten, über 70 Schiffe aus dem Bosporuskanal in den Hafen der Stadt, so daß im ganzen weit über 100 türkische Schiffe die Belagerung auch von der Seeseite her aufnahmen. Zur Abwehr derselben brauchte man natürlich erhebliche Kräfte, und so mußte die Verteidigung der Landseite entsprechend geschwächt werden. Daß aber jetzt die Griechen in Konstantinopel sich aufgerafft hätten zur Verstärkung des Besatzungsheeres, davon meldet die traurige Geschichte des Falles von Konstantinopel kein Wort. Der Kaiser, der, fast übermenschlich sich anstrengend, überall erschien, einging und seine Pflicht tat, war verlassen von seinen Untertanen. Er hatte ja Frieden gemacht mit der übrigen Christenheit und das konnte ihm der wahngeschwollene, pharisaïsche Hochmut und das fanatische „Nationalbewußtsein“ der griechischen Schismatiker nicht verzeihen. Der Sultan wurde über diese Zustände im Innern der belagerten Stadt durch Verräter ganz auf dem laufenden gehalten, und so konnte er den allgemeinen Sturm mit Aussicht auf rasches Gelingen in aller Ruhe vorbereiten.

Der 29. Mai, Dienstag vor dem Fronleichnamsfest wurde von ihm dazu bestimmt.

Von den Türmen und Mauern der belagerten Stadt konnte man in der herrlichen Mainacht das ausgeregte Treiben und Leben in dem riesigen Lager der Ungläubigen, das durch unzählige Wachtfeuer erleuchtet war, wohl übersehen. Mehr als 400 000 Türken konnten den Tag kaum erwarten, welcher ihnen den herrlichen Sieg und dann die unermessliche Beute der Kaiserstadt in die Hände bringen sollte. Sultan Mohammed tat alles, um ihre Leidenschaften aufzustacheln, unzählte türkische Derwische entflammten den Fanatismus der Massen, denen sie verkündeten, wer die Stadt erobern helfe, dem falle die Beute zu, wer dabei sterbe, habe noch ein weit besseres Los, da er sofort in die Pforten des „Paradieses“ eingehet, wo jeder hundert Frauen habe usw. Der Sultan ließ ausrufen, wer von den Soldaten als Erster die Mauer von Konstantinopel ersteige, werde Statthalter seiner reichsten Provinz und erhalte mehr Ehren und Reichtum, als er sich denken könne; den Soldaten überlasse der Sultan die ganze Beute in der Stadt, alle Reichtümer und kostbarkeiten, und dazu alle Gefangene, Frauen und Kinder eingerechnet!

Die Einwohner der dem Verderben geweihten Stadt konnten sich jetzt keiner Täuschung mehr hingeben über das, was bevorstand angesichts der zusammengezschmolzenen Zahl der Verteidiger. Auf jeden einzelnen von ihnen kamen rund hundert Feinde!

Die Tapferen bereiteten sich auf den Kampf, aber auch auf den Tod für das Kreuz Christi vor durch den Empfang der heiligen Sakramente. Ihnen allen



Fütterung des „Moritz“. Falke zum Schutze der Hühner in Rhodesia

war Kaiser Konstantin XI., der letzte der oströmischen Cäsaren, ein leuchtendes Vorbild. Überall sah er noch nach auf den Mauern und Wällen, ließ Breschen aussäubern, neue, tiefe Gräben ziehen und versammelte dann seine Großen und Edlen im Palaste, mahnte sie mit flammanden Worten an ihre Pflicht und appellierte an ihre Treue gegen Gott und das Vaterland. Dann eilte er zur nunmehr katholischen Sophienkirche, bekannete hier öffentlich seine Sünden und empfing den Leib des Herrn — es sollte zugleich eine Wegzehrung sein. Als er für alle Fälle sich von seinem Volke, soweit es ihm treu geblieben war, verabschiedete und alles weinte, wurde auch er einen Augenblick übermannt, aber dann eilte er hinweg und bestieg sein Roß, um die letzten Anstalten zum end-

gültigen Abwehrkampf zu treffen.

Und die große Masse des schismatisch gebliebenen Volkes von Konstantinopel? Sie blieb auch jetzt noch verbündet und verstockt in ihrem Fanatismus.

Sie strömten zu den verschiedenen Kirchen und jammerten und beteten und schrien zum Himmel und klagten sich ihrer Sünden an und — hofften in ihrer Vermessenheit auf ein großes Wunder, das sie unfehlbar retten werde. Ihre Propheten machten ihnen vor, die Feinde werden zwar bis ins Herz der Stadt gelangen, aber bei der Säule Kaiser Konstantins des Großen werde ein Engel vom Himmel kommen, einem Mann aus dem Volke ein Schwert geben und dieser werde die Türken nicht bloß aus der Stadt, sondern aus ganz Europa und Kleinasien bis an die Grenze von Persien vertreiben! Und noch in diesen letzten Stunden widerhallten die griechischen Kirchen von Häzpredigten gegen Rom und die Lateiner! Daß sich aber diese „tapferen“ Schismatiker dazu aufgerafft hätten, selber die Waffen zu ergreifen zum heiligen Kampfe des Kreuzes gegen den Halbmond, davon war keine Rede. Gott sollte ihnen wunderbar helfen, aber sie selbst wollten in ihrer erbärmlichen Feigheit und Verbissenheit keinen Finger rühren. Ihr eigener Geschichtsschreiber, Phranzes hat geschrieben: „Sie waren derart verbündet, daß, wenn selbst ein Engel vom Himmel gekommen und ihnen den Befehl überbracht hätte, nach dem Beispiel des Kaisers sich mit Rom und dem Abendland auszusöhnen, sie den Untergang Konstantinopels vorgezogen hätten.“

Die ganze Weltgeschichte kennt kein Beispiel solch eines schmachvollen Massenverrats eines christlich sein wollenden Volkes, wie den der schismatischen Griechen beim Fall von Konstantinopel. Ihr einst so stolzes, gewaltiges oströmisches Reich, ihre durch Falschheit, Hinterlist und Geldgier entartete Nation, ihre Hauptstadt, die zweitschönste Stadt der Welt, der Mittelpunkt des Hasses und des Kampfes gegen Rom und gegen das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche Gottes auf Erden, waren reif für den Untergang in einem grauenhaften Strafgerichte, dessen Nachwirkungen heute noch andauern.

Im frühen Morgengrauen des 29. Mai gab Sultan Mohammed den Befehl zum Generalsturm auf Konstantinopel. Gleich dem Donner der Meeresbrandung erhob sich aus allen Teilen des die Stadt umschließenden Türkenslagers der hunderttausendsache Ruf: „Allah ist Gott und Mohammed sein

Prophet!“ Als furchtbarster Hohn auf die Zerrissenheit der belagerten Christenstadt klängt er gleich den Posaunen des jüngsten Gerichtes herein über die Mauern ins Innere der Stadt.

Dann eröffneten die sämtlichen feindlichen Geschütze aus achtzehn Batterien ihr Feuer gegen bestimmte Teile der Mauern, um Breschen zu legen, und als sie einige Stunden später schwiegen, stürmten unter wütenden Schlacht- und Siegesrufen etwa zweihunderttausend Feinde von allen Seiten heran, um die Mauern zu ersteigen. Es waren dies die Freiwilligen, welche sich von überallher dem Sultan angeboten hatten, weil sie reiche Beute zu machen hofften. Sie waren ihm gerade recht zum „Kanonensutter“. Sie sollten das kleine Häuflein der todesmutigen Verteidiger ermüden, die Kraft der ersten Abwehr über sich ergehen lassen und mit ihren Leichen die Wallgräben ausfüllen. Zwei Stunden lang dauerte der furchtbare Kampf, Zehntausende von Türken waren gefallen oder kampfunfähig, und noch hatte kein Feind an irgendeiner Stelle die Mauer ersteigen. Kaiser Konstantin und seine fünftausend Getreuen verrichteten Wunder der Tapferkeit, der erste Generalsturm war siegreich abgeschlagen.

Sultan Mohammed hatte damit gerechnet.

Nun aber gab er das Zeichen zum entscheidenden Ansturm. In diesem Schweigen rückte die Hauptmacht seines Heeres Kerntruppen, heran, über zweihunderttausend Mann an der Zahl, ausgeruhte, frische, bis zum Wahnsinn kampfgeisternte Kriegermassen. Die Verteidiger hatten keine Reserven zur Verfügung; sie durften keine Ermattung zeigen, sie mußten nun auch den zweiten Generalsturm bestehen.

Der Kaiser und nicht zuletzt der deutsche Befehlshaber der Geschütze hatten die ganze Nacht über Vorsorge getroffen, sodß die Kanonen mit Munition versohnen und gut bedient waren. In rasender Wut stürmten die Massen der türkischen Kerntruppen vor und suchten die Mauern zu ersteigen. Aber die ausgezeichnet verteilten und bedienten Geschütze der Verteidiger taten glänzend ihre Schuldigkeit; ihre schweren Geschosse rissen in Volltreffern ganze Reihen nieder u. das sogenannte griechische Feuer*) richtete entsetzliche Verheerungen an.

*) Es war dies eine Mischung von ungelöschem brennenden Kalf und Erdöl, welches aus großen Sprüzen auf die Feinde geschleudert wurde, die nicht durch Wasser oder sonstwie zu löschen war.

Nach langem, furchterlichem Ringen hielten die stürmenden Massen inne. Trotz furchtbarster Opfer waren sie nicht viel weiter gekommen; sie waren entmutigt. Und nun schwankten ihre Linien langsam rückwärts und weiter rückwärts.

Auch der zweite, furchtbarste Ansturm war siegreich abgeschlagen, und in der Stadt Konstantinopel jauchzte und jubelte das feige Griechenvolk bereits, als ob es selbst den Sieg errungen hätte und nun das Wunder der Rettung eingetreten wäre.

Selbst Sultan Mohammed sah rasend vor Wut den Mißerfolg ein und zögerte, den Befehl zu einem dritten Generalsturm zu geben. Da kam aus den Reihen von zwanzigtausend Janitscharen, den Tapferen seiner Leibwache, der einstmige Ruf, zum Sturm geführt zu werden, da sie noch nicht zum Nahkampf gekommen seien. Und ihr Herr schickte sie gegen die Mauern; andere Tausende folgten ihnen wieder nach, der dritte Ansturm bereitete sich vor.

Vielleicht wäre auch er abgeschlagen worden. Aber da trat das kleine Ereignis ein, welches die Wendung herbeiführen sollte. Der tapfere, gleich dem Kaiser selbst hochangesehene und bewährte Heerführer Justiniani, der Genuese, wurde durch einen Pfeilschuß verwundet und verlor, schon bisher über alle Maßen angestrengt, die Herrschaft über sich. Trotzdem Kaiser Konstantin ihn förmlich anslehte, zu bleiben, nur daß die Leute ihn noch in ihrer Mitte hätten, und trotzdem die rasch verbundene Wunde nicht gefährlich erschien, verließ er als gebrochener Mann seinen Posten, und ihm schloß sich eine große Zahl der von ihm geworbenen Freiwilligen an — lauter sturmerprobte Kämpfer und alle Vorstellungen und Bitten halfen nichts.

Die Feinde konnten die jetzt eingetretene Schwächung der Verteidiger und die Verwirrung derselben, die um sich griff, bemerken und nun war ihre Zeit gekommen. In wütendem Ansturm beranneten sie aufs neue die Mauern, der Widerstand der zum Tode ermatteten und an Zahl erheblich schwächer gewordenen Christen ließ nach, die Ungläubigen legten, fanatisiert durch die Aussicht auf Sieg und Beute, die Leitern an, und ein riesiger Janitschar, namens Hassan, erstieg als Erster die Mauern Ostroms mit dem Jubelruf: „Allah ist Gott und Mohammed sein Prophet!“ Ihm folgten Dutzende und Hunderte, und im Handgemenge fielen die letzten Verteidiger, während schon durch die Straßen von Konstantinopel der Schreckensruf ging: „Die Stadt ist genommen, die Fahne des Halbmonds weht auf den Mauern!“

Durch die Breschen und eingeschlagenen Tore wälzten sich die Türken dem Innern der Stadt entgegen. Aber beim Romanustor, am östlichen Ende von Konstantinopel, kamen sie nicht weiter. Hier wehrte ihnen Kaiser Konstantin mit seiner treuen Heldenchar den Eingang. Furchterlich wird gefämpft und die Ungläubigen kommen nicht weiter. Nun aber brüllen von der inneren Stadt her ungezählte Ungläubige ihr fanatisches „Allah!“ Sie sind durchs westliche Tor Kerkoporta eingedrungen und greifen die kaiserliche Schar auch noch im Rücken an mit ihrer Übermacht. Damit ist das Schicksal Konstantins und seiner Stadt entschieden.

Die Reihen seiner Tapferen lichten sich immer mehr. Er wirft den kaiserlichen Purpurmantel ab, um desto besser das Schwert führen zu können, das Blut strömt ihm aus Gesicht und Hals, und er sagt, daß er durch die Hand eines Ungläubigen sterben müsse: „Ist kein Christ hier, der mir das ersparte und mir selbst das Haupt abschlägt?“ Ein Janitschar spaltet in diesem Augenblick ihm den Kopf, und unerkannt sinkt der letzte Kaiser Ostroms, Konstantin XI., zu Tode getroffen zusammen. Als vollendetes Held, als der Mann, welcher sein irregeltes Volk zur Einheit des Glaubens und der Kirche zurückführen wollte und selbst mit seinem Hof wieder katholisch geworden war, ist er gefallen für seine Hauptstadt und sein Reich, und mit ihm hat die Reihe der oft so unwürdigen, entarteten und schlechten Nachfolger des großen Konstantin auf dem Throne des öströmischen Reiches doch noch einen erhabenden und ehrenvollen Abschluß für immer erhalten.

Nun gab's für die von allen Seiten einströmenden Massen der Sieger keinen Widerstand mehr, und die entmenschte Soldateska Mohammeds machte von dem Rechte, das ihr eingeräumt war, furchterlichen Gebrauch.

Unterdessen rannte das Volk wie wahnsinnig zur „Hagia Sophia“, zur herrlichen, riesigen Kuppelkirche der Hauptstadt. Es hat vergessen, daß es bis vor wenigen Stunden dieses Heiligtum tausendmal verwünscht hat, weil es durch die Union vom Kaiser wieder dem katholischen Gottesdienst zurückgegeben worden war. Nunmehr trieb der Übergläubische und die Angst die Massen hinein. Sie glaubten felsenfest, in der Sophienkirche werde sich das Wunder des Engels mit dem Schwerte ereignen, und keinem, der in diesem Heiligtum sich befindet, werde ein Feind schaden können. Der ungeheure Raum war in allen seinen Teilen, auch in den Anbauten

usw. mit Menschen vollgedrängt; die Tore hatte man überall seit geschlossen.

Über die vermessenen Erwartungen des von schismatischen Pöppen und Mönchen irregeleiteten Volkes wurden furchtlich Zünchte gemacht durch das, was folgte. Die Sophienkirche, seit fünfhundert Jahren Kathedrale der schismatischen Patriarchen von Konstantinopel, ist zum Schauplatz der furchtbaren Greuelstatten, zum Mittelpunkt des Blutvergießens, der Verwüstungen und der gotteslästerlichen Verbrechen der Ungläubigen geworden an jenem 29. Mai des Jahres 1453.

In wenigen Minuten waren die herrlichen Tore eingeschlagen, die Janitscharen und andere türkische Soldaten drangen unaufhaltsam massenhaft ein, und was nun folgte, spottet jeder Beschreibung. Weit mehr als tausend wehrlose, um Gnade jammernde Menschen wurden in der ersten Wut der Sieger niedergemacht; das Blut derselben bedeckte den Kirchenboden, daß man darin watete: vor allem waren es alte Männer und kleine Kinder, die man kurzerhand erstach oder enthauptete, viele wurden auch noch entsetzlich gequält. Das schrecklichste Los traf die Frauen und Jungfrauen, auch die Nonnen der orthodoxen Klöster nicht ausgenommen. Sie hätten mit Freuden den Tod dem Schicksal vorgezogen, das sie ereilte. Die Schätze der Sophienkirche an goldenen und silbernen Gefäßen, Paramenten, Heiligenbildern wurden nicht nur beraubt, sondern teilweise bestialisch mißbraucht, das große Kruzifix wurde herabgerissen, dem Bilde des Heilands ein Janitscharenmütze aufs Haupt gesetzt und es dann unter dem Hohngelächter durch die Kirche getragen mit dem Rufe: „Seht da den Gott der Christen!“ Das ganze Heiligtum war eine Stätte greulicher Verwüstung. Dann wurden die noch jungen und kräftigen Männer mit Pferdehälften, die Frauen mit ihren eigenen Schleieren gefesselt und als rechte und ehrlose Beute der Janitscharen unter Peitschenhieben fortgetrieben zum Verkauf in die Sklaverei. Ähnlich wüteten die diebischen Eroberer in der ganzen Stadt. Massenmord, Plünderung, Zerstörung und teuflische Mißhandlung des Frauengeschlechtes dauerten an, bis das Werk der Hölle vollendet war. Mehr als zweitausend Tote lagen in den Kirchen und Häusern, auf allen Straßen und Plätzen in Blutlachsen, Millionen an Geld, Kleinodien und Wertsachen, das Vermögen der ganzen Einwohnerschaft,

ungezählte Kunstsäume, Handschriften und Bücher, die unerschöpflich waren, fielen in die Hände der asiatischen Ungläubigen oder waren vernichtet.

Im ganzen wurden etwa achtzigtausend Männer, Frauen, Jungfrauen und Kinder als Sklaven verkauft, wobei auch die Juden ihren Profit machten, die bar bezahlten und die Gefangenen ums Zehnfache teurer an reiche Türken verkaufen. Ehegatten und Geschwister, Väter und Kinder wurden aneinander gerissen, in alle Teile der Türkei weggeführt, der Schmach und Sklaverei entgegen, um nie wieder einander zu sehen und im Mohammedanismus unterzugehen für sich und ihre Nachkommen.

Sultan Mohammed ließ seinen Soldaten reichlich Zeit zur Besiedigung all ihrer diebischen und satanischen Gelüste; erst am Abend zog er selbst, umgeben von seinen Fürsten, unter rauschender Musik und dem ohrenbetäubenden Siegesgeschrei seiner blutbefleckten Scharen in die Stadt ein und ritt durch das eingeschlagene Haupttor in die Sophienkirche, die noch von Blut und Leichen bedeckt war, in welcher die Plünderung und die Gewalttaten immer noch andauerten. Einem betrunkenen Türk, der ein kostbares Marmorbild zerschmetterte, wie deren ungezählte schon vernichtet waren, schlug er selbst mit der Streitaxt den Schädel ein mit dem Rufe: „Weißt du nicht, daß ich euch die Reichtümer und die Menschen überlassen habe, daß aber die Monuments und Gebäude mir gehören?“

Dann stieg er empor zum Altar, verrichtete sein Dankgebet für den Sieg an Allah, und auf seinen Wink riefen die mohammedanischen Muezzins von der Kanzel und der Höhe der Kirche herab mit lauter Stimme: „Allah ist Gott, Allah ist groß und Mohammed sein Prophet, kommt zum Gebete!“

Und mit Blut besudelt füllten die entmenschten Ungläubigen das christliche Heiligtum, welches nun zur Hauptmoschee der Türken geworden war. Sie ist es geblieben bis in die neueste Zeit herein; der modernen Barbarei ist es vorbehalten geblieben, diesen herrlichsten Tempelbau des ersten Christentums zu einem Vergnügungslokal umzuwandeln — da haben selbst die Mohammedaner noch mehr Pietät gehabt . . .

Der Greuel der Verwüstung dauerte noch in den folgenden Tagen an.

(Fortsetzung folgt).

Nachdruck sämlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Großlattengrün, Opf.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

wer sich trotz der neueren zivilisatorischen Entwicklung noch einen Rest gesunden Denkens bewahrt hat, wird nicht leugnen können, daß es an Verrücktheit grenzt, wenn Häuser gebaut werden, in denen die Bewohnerchaft einer ganzen mittleren Stadt Platz hat. Ein solches Gebäude ist das Empire State Building in New-York, das im vergangenen Jahr, und zwar in einem Zeitraum von nur 6 Monaten, errichtet worden ist. Der Chrysler Wolkenkratzer ist 319 Meter hoch, der Eifelturm 303 Meter, der Manhattan-Wolkenkratzer 282 einhalb Meter, das berühmte Woolworth-Gebäude in New-York 233,75 Meter, das Empire State-Building hingegen 380 Meter! Zwischen der 34. und 35. Straße und der 5. Avenue in New-York (von der es 129,5 Meter Länge einnimmt) erhebt es sich auf einer Grundfläche von 7790 Quadratmeter bis zu einer Höhe von 86 Stockwerken, schreibt die südamerikanische Wochenschrift „Criterio“. Darüber ragt noch ein Turm von 61 Meter auf, der mit einer Landungsstelle für Zeppeline versehen ist. 5 Stockwerke nehmen die gesamte Grundfläche ein, dann verjüngt sich das Gebäude allmählich, bis der Turm um 18 Meter von den äußeren Grundlinien zurückliegt. Der gesamte Fassungsraum des Gebäudes beträgt

1 047 730 Kubikmeter. Zur Herstellung wurden u. a. 60 000 Tonnen Stahl verwendet, mit denen man eine doppelgleisige Bahlinie von New-York nach Saratoga (etwa 300 Kilometer) hätte legen können. Bei der Errichtung wurden durchschnittlich 2500 Arbeiter (jedoch bis zu 4000) verwendet; jede Woche erstanden 4,5 neue Stockwerke. Heute wohnen in dem Gebäude 25 000 Menschen ständig, und der tägliche Besucherstrom umfasst 40 000 Personen. 63 Lifts befördern die Massen bis in das 86. Stockwerk. Die Aufzüge fahren mit einer Geschwindigkeit von 366 Meter in der Minute. Im obersten Stockwerk befindet sich ein Restaurant mit einem Fassungsraum von 200 Personen und im Turm ein zweites für 50 Personen; die jährlich für den Besuch dieser Aussichtspunkte gezahlten Eintrittsgelder werden mit 1 Million angegeben. Man hat vom Empire State Building aus einen Fernblick bis an die Grenzen der nächsten Bundesstaaten. All diese „Wunder der Technik“ können aber nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß es sich hier um eine kulturell ungesunde, einseitig mechanische Entwicklung handelt, die zur Geistes- und Gemütskultur des abendländischen Menschen in progressiv umgekehrtem Verhältnis steht.

Gebetserhörungen

Regensburg: Anbei Missionsalmosen als Dank der hl. Gottesmutter, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. für Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

G. M. i. Z.: Dank der hl. Mutter Gottes von Mösting, dem hl. Antonius u. dem sel. Bruder Konrad für Wiederfinden verlorenen Sachen. Veröffentlichung im Berg. war verprochen.

Mannheim: Dank dem hl. hl. Joseph für Hilfe. Beitrag zu seiner Ehre für die Mission.

Wartenfels, M. M.: Tausendfachen innigen Dank der hl. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph u. dem hl. Antonius für ihre offensichtliche Hilfe in zwei großen Anliegen.

Augsburg, A. A.: Beitrag für ein Heidenkind auf den Namen Antonia dankend erhalten.

Pinzberg: Tausendfachen Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes v. d. immerwährenden Hilfe, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J. u. der hl. Ottilia für erlangte Hilfe in schwerem Augenseien.

Strösbach: Zum Dank für erlangte Hilfe sende Ml. . . Almosen.

Kassel: Ml. . . Almosen zu Ehren des hl. Joseph als Dankagung für Hilfe in Berufswahl und Stelle.

Sondorf: Dank der hl. Theresia v. K. J., dem hl. Joh. Bapt. de la Salle, dem Chr. Br. Mulin für gute Fortschritte im Studium eines armen Vollwaisen, mit der Bitte einer baldigen Genesung von Rippenfellentzündung und um weitere Hilfe im Studium.

B. B. i. Z.: Dank der schmerzh. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius u. der kleinen hl. Theresia, für Erhörung in schweren Anliegen. Als Dank Ml. . . für die Mission.

A. A.: Innigen Dank dem hl. Joseph. Anbei Beitrag für ein Heidenkind.

Horhausen: Bei schwerer Krankheit einer Kuh

versprach ich eine hl. Messe zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes und des hl. Antonius lesen zu lassen. Am Tage der hl. Messe ließ die Krankheit nach und die Kuh war gerettet. Dafür spreche ich den genannten Heiligen öffentlich meinen Dank aus.

Borlen: Dank dem hl. Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Joseph u. hl. Antonius, für Schutz in einem schweren Gewitter. Als Dank anbei einen Betrag von Ml. . .

Penkendorf: Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu u. Mariä, dem hl. Joseph, hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J. u. den armen Seelen, für Besserung in meinem Herzleiden. Bitte um weiteres Gebet und Hilfe. Veröffentlichung im Berg. war verprochen.

A. W.: Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, den Patronen der studierenden Jugend und den Patronen der Keuschheit u. dem hl. Schutzenengel für wunderbare Hilfe in einer sehr schwierigen Frage. Veröffentlichung war verprochen.

Kramelau, A. L.: Dank dem hl. Antonius für Wiedererlangung des Geldes. Almosen anbei.

Eine Ordensschwester: Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph, der hl. Theresia u. dem sel. Br. Konrad für Gebetserhörung.

Aspernau, A. K.: Anbei Ml. . . als Dank dem hl. Antonius u. der hl. Theresia v. K. J. für erlangte Hilfe in einem Anliegen. Veröffentlichung war verprochen.

Woitsa, L. L.: Dank der hl. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe und dem hl. Antonius für die Wiedererlangung unseres Vermögens; mit der Bitte um Frieden in der Familie und Gesundheit. Almosen erhalten.

Bankhofen: Vielen Dank der hl. Mutter Gottes und dem sel. Br. Konrad für Erhörung in mehreren Anliegen.

Gebetsempfehlungen

S. S.: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter, zum hl. Antonius, hl. Sud. Thaddäus, um Hilfe in schweren wichtigen Anliegen und Wiedererlangung d. Gesundheit. Bei Erhörung ist Almosen gelobt.

Mainburg: Bitte ums Gebet zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Sud. Thadd., zum sel. Bruder Konrad u. den armen Seelen in sehr schweren Anliegen. Bei Erhörung Beitrag zur Taufe eines Heldenkindes.

N. N.: Innige Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. J. zum sel. Br. Konrad, zu den armen Seelen u. den hl. Schuhengeln, um Sinnesänderung meiner Tochter.

J. F.: Ein Familienvater bittet ums Gebet zum hl. Antonius, um Arbeit und Hilfe in einem anderen Anliegen.

A. H.: Eine langjährige Berg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Sud. Thaddäus u. den armen Seelen, um Hilfe in schwerer Krankheit und um Arbeitsmöglichkeit für den Mann.

G.: Um gute Standeswahl.

Brieg: Almosen arbei. mit der Bitte ums Gebet, um Erhaltung des Augenlichtes.

Mitulstschüh: Bitte um das Gebet zum hl. Joseph, um Gesundheit meines Sohnes.

A. T.: Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur unbefleckten Empfängnis und der hl. Theresia v. K. J., für eine unglückliche Seele, um Wiedererlangung des Seelenfriedens.

Altenwalde: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, den hl. 14 Notheltern u. den armen Seelen, um baldige Hilfe in Geldnot, Gesundheit einer frischen Mutter und anderen schweren Anliegen. Bei Erhörung Almosen und Bau einer Kapelle.

Seitenberg: Eine frische Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur hl. Familie, um Wiedererlangung ihrer Gesundheit u. um Gesunderhaltung ihrer Angehörigen.

Ungenannt: Ein arbeitsloser Invalide bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Theresia v. K. J. zum hl. Antonius, zu den hl. 14 Notheltern und allen Heiligen, um Hilfe in Geldnot und Wiedererlangung der alten Arbeitsstelle.

Brieg: Arbei. Mt. . . mit der Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Sud. Thadd. u. den armen Seelen in fast hoffnungslosem Anliegen. Bei Erhörung weiteres Almosen und Veröffentlichung.

Ungenannt: Ein Berg.-Leser bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter, zur hl. Theresia v. K. J. u. allen Heiligen, um Genesung des Vaters von einer schweren Krankheit. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Steinhilben: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu und Maria, zur hl. Familie, hl. Antonius, hl. Franziskus u. zum sel. Br. Konrad, um Hilfe in finanzieller Not. Bei Erhörung Missionsalmosen.

M. S.: Ein Berg.-Leser bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Kamillus von Lellis, hl. Johannes von Gott u. zum hl. Donatius, für eine Mutter, um Befreiung von einer Krankheit u. um Hilfe in anderen Anliegen. Bei Erhörung Veröffentlichung und Almosen versprochen.

Ungenannt: Bitte innig ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter, zum hl. Sud. Thadd., hl. Joseph u. zur hl. Rita, um Hilfe in einem großen Nervenleiden, um Linderung u. Geduld u. eine glückliche Sierbestunde.

Bitte ums Gebet um vollständige Gesundheit und gute Familienvorhältnisse u. Frieden. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Spd. Berlin: Eine langjährige Berg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Franziskus u. zur hl. Theresia v. K. J., um Bekämpfung des Sohnes, um Arbeit u. in einem anderen Anliegen.

Ungenannt: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Sud. Thadd., sel. Br. Konrad, zur hl. Theresia v. K. J. u. zu den armen Seelen, um Hilfe in Magen- und Nervenleiden und in großer Geldnot.

Obereggingen: Eine Abonnentin bittet um eine Novene zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. J., zum sel. Bruder Konrad u. zu den armen Seelen, um Hilfe in mehreren schweren Anliegen.

Langenbrand: Ein Abonnent bittet um eine Novene zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Sud. Thadd. u. zum sel. Br. Konrad, um Hilfe in einem besonderen Anliegen. Almosen versprochen.

Ungenannt: Eine langjährige Berg.-Leserin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius u. den hl. fünf Wunden, um schnelle Hilfe in Hungersnot und Geldnot, um Beschaffung, um glückliche und baldige Heirat zweier Töchter, um Segen in der Familie und in sonstigen Anliegen.

Rheidt: Eine Wohltäterin unserer Mission bittet um eine Novene zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe.

Neuenkirchen: Eine arme frische Witwe bittet ums Gebet zu Ehren der hl. Gottesmutter, des hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Franziskus, hl. Sud. Thadd., der hl. Gertrud u. der hl. Marcella, um Hilfe in geistigen Anliegen für ihren einzigen Sohn und in zwei anderen wichtigen Anliegen.

Stolberg: Eine Berg.-Leserin sendt Missionsalmosen und bittet ums Gebet zu Ehren des hl. Herzen Jesu, der hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, des hl. Joseph u. des hl. Antonius, um Hilfe in vier großen Anliegen. Bei Erhörung ein Heldenkind versprochen.

R. W. Saar: Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Sud. Thadd. u. zur hl. Theresia v. K. J. um Wiedererlangung einer guten Stelle. Ein Heldenkind versprochen.

Aachen: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zu Ehren des hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, des hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Sud. Thadd. u. der hl. Theresia v. K. J. zur Regelung einer Hypothekenangelegenheit, um besseren Geschäftsgang u. um Hilfe in schweren Geldnoten.

S. Sch. i. C.: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Antonius u. hl. Sud. Thaddäus, um Gesundheit u. Hilfe in schwerer finanzieller Not u. Lebensstellung zweier Söhne. Veröffentlichung und Almosen wird versprochen.

B.: Bitte ums Gebet zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Sud. Thadd., in verschiedenen Familienangelegenheiten. Arbei. Beitrag für ein Heldenkind und Antoniusbrot.

Birk: Eine langjährige Berg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Sud. Thadd., sel. Bruder Konrad u. zur hl. Theresia, um Stellen für drei arbeitslose Brüder.

Kaufbeuren: Eine Langjährige Abonnentin bittet ums Gebet, um guten Ausgang einer Operation.

Schrbg. N. N.: Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zum hl. Joseph u. zur hl. Theresia v. K. J., um Hilfe in schwerem Gehirnleiden. Bei Erhörung Loslauf eines Heldenkindes.

Es starben im Herrn

Oberichshofen: Anna Bühn, seit 1906 eifrige Förderin.

Augsburg: Maria Witt, seit 1910 eifrige Förderin.

Aschaffenburg: Jakob Sienger, großer Wohltäter der Mariannhiller Mission.

Brieg: Angela Bumble, 90 Jahre alt, Sie stand 15 Jahre im Dienste der Mariannhiller Mission, als Förderin für unsere Kalender und Missions-Bettchriften.

Reichenstein: Maria Schmidt. Marienau: Maria Wissaus, Maria Olsrich. Langfuhr: Angelika Szotowski. Sträßbach: Eva Krödel. Theil-

heim: Michael Wegmann. Oberbränd: Michael Spig. Neukirchen: Johann Sigmund. Moslowitz: Frau Seethaler. Biburg: Maria Böd, Lorenz Neumayer. Döbling: Josef Michelhaler. Großschwindau: Maria Daller. Kleinschwindau: Matthias Herrmann. Wolfsriest: Augusta Knepler. Langenendelbach: Michael Schneider. Grunau: Anna Ebermann. Waisenegernbach: Jaf. Bauer. Stettwang: Maria Mäyr. Büderich: Johann Holzapfel. Born: Madeleine Roob. Altstrimmig: Anna Kastner. Peter Bauer. Süllscheid: Peter Schmitz. Duisburg-M.: Jakob Kleber. Neuh. a. Rhein: Wm. Peter Paassen. Köln: Frau Wm. Bodenwald.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Läß sie ruhen im Frieden! Amen.

Büchertisch

Die Katholische Aktion. Biblische und dogmatische Grundlagen. Von P. Joseph Will SJ. 130 Seiten in Ostov. Brosch. M. 1.— gebunden M. 1.50. — Salesianer-Verlag, München.

Werthvoll ist das Büchlein für Priester und Laien. Dem Priester gibt es reichen Stoff an die Hand, dem Laien hilft es zu klarem Verständnis. Die neuesten Entscheidungen sind auf Wunsch des hl. Vaters verarbeitet und das Büchlein steht so der Gegenwart unmittelbar nahe.

Die persönliche Wiehe an das hl. Herz Jesu. Von P. Florentin Alcaniz SJ. Aus dem Spanischen übersetzt von Jose Pedromingo SJ. 23. Seiten. Preis 20 Pfg. Saarbrücker Druckerei und Verlag A.G., Saarbrücken.

Wir können das Büchlein warm empfehlen, nicht bloß den Seelsorgern, als kurze Darstellung des Inbegriffs dieser Andacht und als Erweiterung apostolischen Geistes, sondern auch allen Katholiken, damit sie sich mit dieser Andacht immer mehr vertraut machen, in der nach den Worten unseres hl. Vaters Pius XI.: „Der Inbegriff unserer ganzen Gottesverehrung und der Weg zu einem vollkommenen Leben enthalten ist.“

Empor zu Gott. Gebete und Lieder für Mädchen-Exerzitien. Zusammengestellt von der Marienkongregation der Lehrerinnen in München. 96 Seiten Text u. 9 Bilder in Kupfertiefdruck. Kart. RM. 1.— Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18.

Dieses schmude Büchlein, mit prächtigen Tiefdruckbildern ausgestattet, enthält kurze, christliche, praktische, leichtfassliche Gebete für die einzelnen Tage, Stunden und Abnungen der hl. Exerzitien. Das Wercklein wird auch während des Kirchenjahres dem Mädchen eine zweckdienliche Handreichung für sein Andachtsleben bleiben. An die trefflichen Gebetsperlen reihen sich jorgsam ausgewählte, innige, minntliche Lieder mit Text und Melodie, die für die Seele des Mädchens zum frohen Magnifikat werden. Alles in allem, ein lebendiges „Sursum corda!“, für die geheiligten Tage der „Mädchenexerzitien“. —

Vom heiligen Spiel der Gotteskinder. Eine Meßerklärung von P. Pius Beck, Augustiner. Mit Bildern von Frau Else Lindner. 150 Seiten, elegant kartoniert M. 1.70. — Rita Verlag und Druckerei, Würzburg.

Dieser neuartige Titel bezeichnet auch eine neue Art, das hl. Meßopfer zu erklären. Das Bild vom Spiel wird immer wieder zum besseren Verständnis des großen Geheimnisses, des „mysteriu[m] s[ecundu]m s[ecundu]m“, herangezogen. Eine lösliche Fülle von Erkenntnissen bietet das Büchlein jedem strebsamen Katholiken, und leitet ihn unstreitig zu einer verfestigten, beseelten Teilnahme am hl. Opfer an.

Das Herz des Weltretters in seiner dogmatischen, liturgischen, historischen und alzzeitlichen Bedeutung. Von Karl Rießstätter SJ. Mit einem Titelbild, 138 Seiten. Kart. M. 2.— in Leinwand M. 2.60. — Freiburg im Breisgau 1932, Herder.

Dogmatisch wird der kirchliche Herz-Jesu-Begriff dargelegt, in klassischer Schönheit erscheint die Herz-Jesu-Liturgie. Gnaden und Verheißungen werden ebenso wie nationale Bedeutung der Herz-Jesu-Verehrung vorgeführt.

Sehet und loset die Früchte des Heiligen Geistes. Von Schwester Theresia Renata de Spiritu Sancto, geb. Posselt, Unbeschuhte Karmelitin. 118 Seiten. In echt Japan gebunden M. 2.60. Freiburg im Breisgau 1932, Herder.

Das ganze Buch ist ein Lobged auf den „Schöpfer Geist“ ein Weg vom Leben des Selbstgenusses zum Mitleben im Geist. Damit ist schon die thematische Bedeutung dieses Buches gerade für die Gegenwart gezeigt. Die Liebeerfülltheit, die dieses Buch bedeutsam macht, lädt es allgemein verständlich sein, wird es den Weg finden lassen zu allen Christen, die sich selbst zu erforchen, sich selbst zu bessern bestrebt sind.

Eberhard Strauß: Schmuggler in Masuren. Ein dunkles Jungabenteuer. Mit Bildern von Rudolf Schlichter. 1.—11. Tausend. (Fahrtbücher. Herausgegeben von Ernst Drouwen. 5. Band.) 188 Seiten. Kart. M. 1.80; in Leinwand M. 2.70. Freiburg im Breisgau 1932, Herder.

Zu den vier schon erschienenen Bänden der Fahrtbücher kommt nun ein neuer: er scheint seine Vorgänger übertreffen zu wollen. In ihm ist wieder der Dreiklang: Kameradschaft, Naturfreunde, Gefahr und Mut.

Freunde und Gönner unserer Mission bestellen ihre Bücher
durch den St. Josephs-Verlag

MARIANNHILLER MISSIONSKALENDER

1933

Gewidmet den Wohltätern,
Förderern und Freunden
der Mariannhiller Mission.

P R E I S :
6 0 P F E N N I G

Der schmucke Kalender im neuen Gewande ist auch diesmal vortrefflich ausgestattet. Gediegener Lesestoff aus der Gründungszeit und Fortentwicklung der Mariannhiller Mission bis auf heute, wechselt ab mit Unterhaltendem und Belehrndem, Heiterem und Ernstem, mit einer Fülle von Illustrationen, darunter zahlreiche Vollbilder. Ein Wandkalender ist dem Lesekalender beigelegt. Die vierfarbige Kunstdruckbeilage zeigt den Tod des hl. Josef nach dem Altarbild der Hauskapelle des Missionshauses St. Josef in Reimlingen (Schwaben).

A U S D E M I N H A L T :

Das Werk der Mariannhiller Missionare und die Eingeborenen – Eingeborenenleben in Natal – Schlesiens malerische Klöster – Palmgärten – Der Schuster von Hahnenkamp – Die Fronleichnamsprozession – Die Scheuerfrau von Buchensee – Der Schlangenhäuptling – Das heilige Schweigen – Der Kaffer und das Krokodil – Soziale Arbeit der Missionare in Südafrika u.s.w. – Das Kalendarium mit seinen landwirtschaftlichen Hinweisen findet bei der Landbevölkerung immer großen Anklang. – Das Preisrätsel, für das 200 Preise ausgesetzt sind, ist diesmal besonders schön.

Zu beziehen durch unsere Vertretungen
SIEHE ZWEITE UMSCHLAGSEITE
